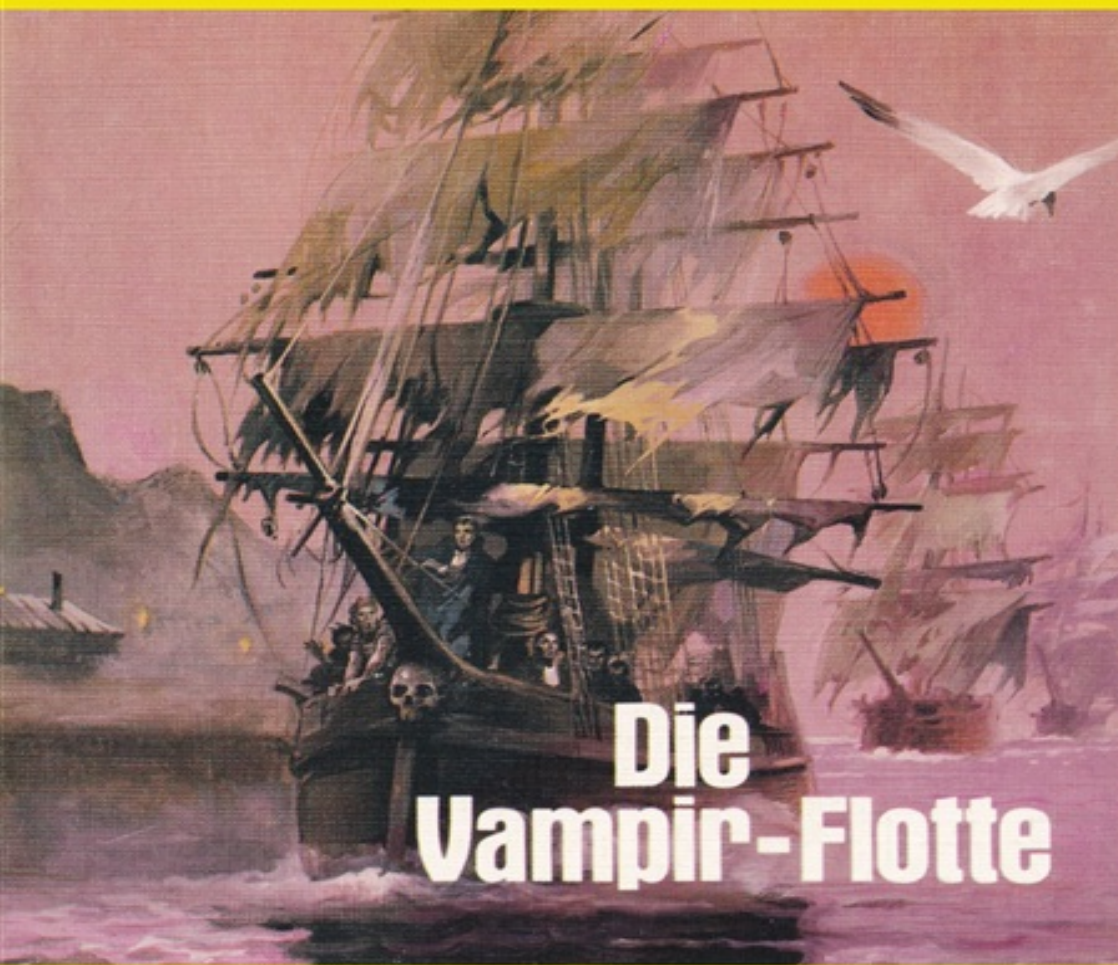


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Vampir-Flotte

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Vampir-Flotte

John Sinclair Taschenbuch Nr. 7

von Jason Dark

erschienen am 20.10.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Vampir-Flotte

Gespenstisch tauchte das uralte Segelschiff aus dem Dunst auf. Schreckliche Geschöpfe verließen die Decks mit den aufgerissenen Planken und den zerfetzten Segeln. Die alptraumhaften Kreaturen der Nacht gingen an Land und begannen mit ihrer grauenvollen Invasion. Ich wollte die Vampire stoppen. Doch sie nahmen mich gefangen und wollten mich ihrem König Vampiro-del-mar opfern.

Überall auf der Welt kann das Grauen lauern!

In einsamen Schlössern, schaurigen Grüften und modernen Städten, ebenso auf hohen Bergen, verlassenem Friedhöfen und in menschenleeren Eiswüsten. In diesem Fall aber lauerte es woanders.

Auf dem tiefsten Grund des Meeres, wo kaum ein Sonnenstrahl hin drang, lag das uralte Segelschiff, dessen Besatzung aus Wesen bestand, die nach dem Blut der Menschen dursteten. Vampire.

Simon Rock war ein Star!

Zwar spielte er nicht im Film und war auch auf keiner TV-Mattscheibe zu sehen, trotzdem galt er auf seinem Gebiet als der absolute Supermann.

Simon Rock war Taucher.

Er und seine Crew von vier eisenharten Männern hatten ein irres Geschäft an der Ostküste Floridas aufgezogen. Sie tauchten nach versunkenen Schiffen, die vor vierhundert und mehr Jahren mit Siedlern aus Spanien gekommen waren, das Gold der Inkas und Azteken raubten und mit prall gefüllten Schiffsbäuchen zurücksegelten.

Viele Galeonen waren so überladen, daß sie auf der Rückfahrt selbst einem kleinen Sturm nicht trotzen konnten. Sie sanken.

Vor der Küste Floridas lagen sie auf dem tiefen Meeresgrund. Algen und Plankton hatten einen festen Mantel über die Schiffe gelegt, hatten die oft zerstörten Aufbauten überwuchert und neue Lebensbereiche für unzählige Fische, Pflanzen und Kleinsttiere geschaffen.

Jahrhunderte lang kümmerte sich niemand um die versunkenen Galeonen. Bis es eines Tages einen regelrechten Run gab. Irgend jemand hatte den Anstoß gegeben. Plötzlich fuhren zahlreiche Taucher aufs Meer hinaus und glitten in die Tiefe, um an die unermesslichen Reichtümer der versunkenen Galeonen zu gelangen.

Die Abenteurer schlossen sich zusammen, gründeten Firmen, die aufsehenerregende Prozesse gegen die amerikanische Regierung um eine Lizenz führten, denn Vater Staat wollte ebenfalls mitkassieren. Und auch Gangsterbanden. Es kam zu Feuergefechten auf dem Meer. Tote und Verwundete blieben zurück. Regelrechte Kriege um das Gold der Spanier brachen aus. Die Polizei schritt ein. Es hagelte Verbote, Verhaftungen, und immer wieder fingen neue Taucher an zu suchen, um sich ein Stück vom großen Goldkuchen abzuschneiden.

Simon Rock und seine Männer waren da vorsichtiger. Er hatte sich die Leute aus aller Welt zusammengeholt und eine kleine, aber schlagkräftige Mannschaft zusammengestellt. Dazu gehörte noch Pretty Benson, seine schwarzhaarige Freundin, mit dem Schuß Jamaica-Blut in den Adern. Sie wollte Simon unbedingt heiraten, doch der große blonde, sonnenbraune und athletisch gebaute Mann hatte kein Interesse, sich ehelich zu binden.

An diesem Tag waren sie schon seit den frühen Morgenstunden auf dem Wasser. Ihr schneeweißes Boot, die Flying Star, schaukelte sacht in der hohen Dünung. Die Sonne warf einen goldenen Teppich auf die Wellen und erinnerte die vier Taucher immer daran, daß ein Vermögen unter der Oberfläche des Meeres lag.

Es war später Nachmittag. Gefunden hatten sie nicht viel. Nur wenige Münzen, die allerdings nicht sehr viel wert waren. Es kamen nicht einmal die Spesen für den heutigen Tag dabei heraus. Deshalb überlegten sie, ob sie an diesem Tag noch einmal tauchen sollten. Sie hatten sich am Heck versammelt und hingen in den bunten Liegestühlen, schlaff und abgespannt. Doch der äußere Eindruck täuschte. Diese Männer konnten von einer Sekunde zur anderen explodieren. Zudem lagen die Waffen immer in Griffnähe. Schnellfeuergewehre und Pistolen. Zweimal waren sie bereits von Seebanditen überfallen worden, beide Male hatten sie die Attacken blutig zurückgeschlagen.

»Ich habe keine Lust mehr«, sagte Ted Lawrence, der Schwarze unter ihnen. »Habe mich heute genug geärgert.«

Rock verzog die Lippen. Wie auch die anderen trug er nur seine kurzen Badeshorts. »Seit wann gibst du so schnell auf?«

»Ich habe einen schlechten Tag.« Ted rollte mit den Augen und schaute an Simon vorbei, denn aus dem Niedergang tauchte Pretty Benson auf.

Sie war eine Augenweide. Ihre Haut hatte einen Farbton, der an Milchkaffee erinnerte. Sie trug eine wilde Frisur, die man mit dem Wort Afrolook umschreiben konnte. Die Beine der Frau schienen unendlich lang zu sein und endeten dort, wo der schneeweiße Tanga mehr als knapp saß. Von Prettys Gesicht war nicht viel zu sehen, weil es von einer großen Sonnenbrille verdeckt wurde. Die Lippen waren leicht aufgeworfen, ohne ordinär zu wirken. Der hochangesetzte Busen hätte eigentlich kein Oberteil nötig gehabt. Pretty trug es trotzdem, obwohl das winzige Stoffteil nicht einmal die Brustwarzen völlig bedeckte.

Diese Frau war sexplosiv!

Das wußten auch die Männer. Vier von ihnen hätten sie gern einmal im Bett gehabt. Einer, Simon Rock, konnte sich das Vergnügen gönnen, wann immer er wollte, so mußten sich die anderen damit begnügen, diesen weiblichen Vulkan mit Blicken vollends auszuziehen, denn gegen Rock kam keiner an. Der ehemalige Bodybuilder wußte seine Fäuste ausgezeichnet einzusetzen.

Pretty trug ein Tablett auf den ausgestreckten Armen. Eine große Karaffe mit Fruchtsaft, Eiswürfel und mehrere Gläser standen darauf.

Das Girl hatte Mühe, durch ihre Bewegungen das Schwanken des Schiffes auszugleichen, aber sie schaffte es mit Glück und Routine. Als sie sich vorbeugte und das Tablett abstellte, wurden die Einblicke der Männer noch besser, und O'Brien, ein rothaariger Ire,

leckte sich genießerisch die Lippen.

»Ich habe euch eine kleine Erfrischung gebracht«, sagte Pretty. Ihre Stimme klang leicht rauchig, etwas verrückt und an Sünde erinnernd.

»Danke, Darling«, lächelte Simon Rock und klopfte ihr auf das wohlgerundete Hinterteil, was sie mit einem Knicksen quittierte.

»Leg dich wieder in die Sonne.«

»Zu euch?«

»Nein, wir haben geschäftliche Dinge zu bereden. Du lenkst uns zu sehr ab.«

»Aber ich tue doch nichts«, sagte sie und wiegte sich in den Hüften.

»Das reicht schon, Darling.«

Sie lachte, warf Simon eine Kußhand zu und verschwand.

»Mann, die ist eine Sünde wert«, sagte Lawrence und schrappte mit den Fingern.

Er fing sich einen schrägen Blick von Simon Rock ein. »Die macht sich nichts aus Schwarzen.«

Ted grinste mit schneeweißen Zähnen. »Mischlinge sind am schlimmsten. Das kenne ich.«

»Komm zur Sache«, forderte ihn Ike Clanton, der Mann aus Kanada, auf.

Er war der Schweigsamste. Für ihn ging es fast nur ums Geschäft. Wenn er Geld hatte, kaufte er sich Frauen. Clanton sah aus wie Kojak, nur war er wesentlich schlanker und trug einen dichten Vollbart.

Rock Simon schenkte ein, kippte auch noch Eiswürfel in die Gläser und verteilte die Getränke.

»Okay, Freunde, ihr habt keine Lust. Ich will aber noch tauchen. Wer kommt mit?«

Montana nickte. Wie er richtig hieß, wußte er selbst nicht. Er war in Helena, der Hauptstadt Montanas, geboren, hatte an der Westküste getaucht und sich in allen möglichen Jobs durchgeschlagen.

Angeblich sollte ihn auch die Polizei in mehreren Staaten der Westküste suchen, aber das war Rock egal. Montana war ein Mann, auf den er sich verlassen konnte.

»Ist gebongt«, erwiderte Rock.

»Und wann?«

Simon schaute auf die Uhr. Es war sechs. »In einer halben Stunde könnten wir fertig sein.«

Montana nickte. Er griff nach den Zigaretten, die neben ihm lagen, zündete sich ein Stäbchen an und schaute aufs Meer, wo in der Ferne der Himmel und das Wasser eine Linie, den Horizont, bildeten. Dort lag auch ein Punkt.

Sah aus wie ein Schiff.

Montana nahm das Fernglas und preßte es gegen seine Augen, während er sich erhob.

»Was ist?« fragte Simon.

»Ein Schiff.«

»Und?«

Montana hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Ich kann nicht erkennen, zu wem es gehört. Ist zu weit weg.«

»Die Konkurrenz«, grinste O'Brien.

»Wenn es Piraten sind, kriegen sie Blei«, sagte Ike Clanton und grinste hart.

Die anderen lachten. Noch sehr gut konnten sie sich an Einzelheiten der letzten Auseinandersetzungen erinnern.

Montana schnippte die Kippe ins Meer und setzte sich wieder. Simon Rock war aufgestanden. Er holte die neuen Preßluftflaschen und auch die gelben Neoprenanzüge. Da unten war es verdammt kalt, denn die Schiffe lagen sehr tief.

Simon Rock stieg in seinen Taucheranzug. Dabei konnte jeder das Spiel seiner Muskeln beobachten. Er hatte wirklich einen gut durchtrainierten Körper. Breite Schultern, schmale Hüften, kein

Gramm Fett zuviel. In seinem Gesicht stach die markante Nase hervor, unter der ein heller Bart wuchs.

Langsam zog er den Reißverschluß hoch. Der Anzug saß wie eine zweite Haut.

Auch Montana hatte sich inzwischen umgezogen. Er überprüfte noch mal die beiden Preßluftflaschen, denn davon hing ihr Leben ab. Ein kleiner Fehler konnte tödlich sein.

»Alles klar?« fragte Ted Lawrence.

Montana nickte.

Auch Simon Rock fand keinen Fehler. Beide warfen gleichzeitig die Preßluftflaschen über ihre Schultern und befestigten sie an Rücken und Hüften. Sie stülpten die Tauchenmasken über den Kopf und überprüften die Atmung.

Keine Schwierigkeiten. Danach schlüpfen sie in die Schwimmflossen.

Das Gold lockte.

Leider konnten sie nicht alles für sich behalten. Wenn sie einliefen, wurde das Schiff von speziell ausgebildeten Beamten der Coast Guard untersucht. Sie mußten die Hälfte an den Staat abliefern. Das wurmte sie alle.

Das Werkzeug bestand aus einer kleinen Schaufel, einer ebenso kleinen, aber harten Spitzhacke und aus zwei lichtstarken Taschenlampen, die auch in der Tiefe genügend Helligkeit gaben, um sich orientieren zu können.

»Wann seid ihr ungefähr wieder oben?« fragte Lawrence.

»In einer Stunde«, antwortete Rock.

»Okay.«

Die beiden Männer traten an die Bordwand, öffneten dort ein Gitter und ließen sich kopfüber in das Wasser fallen. Simon Rock trug noch das Werkzeug.

Die anderen drei schauten ihnen nach. Keiner der Männer — weder

die, die tauchten, noch die, die an Bord blieben — ahnten, was die Stunde geschlagen hatte.

Denn wer das Grauen weckte, der wurde verschlungen...

Das Wasser schlug über ihnen zusammen, und sie befanden sich in einer anderen, faszinierenden Welt. Die Stille des Ozeans umgab sie, die Schweigsamkeit des Meeres. Über ihnen versanken die letzten Sonnenstrahlen, unter ihnen breitete sich die geheimnisvolle, grünscharze Tiefe aus, die immer wieder mit neuen Abenteuern und gewaltigen Eindrücken lockte, so daß die Taucher ihrer Fremdartigkeit und ihrem Reiz oft genug erlagen und sämtliche Sicherheiten vergaßen.

Simon Rock und Montana erging es anders. Sie waren keine Hobbytaucher, für sie war das Wasser kein Urlaubselement, sie sahen die Taucherei als reines Geschäft an.

Ihre Körper hatten sich gestreckt. Mit kräftigen Beinschlägen und Hilfe der Schwimmflossen tauchten sie in die Tiefe.

Schon auf dem Boot hatte sich Simon Rock entschlossen, nicht dort zu tauchen, wo sie am Morgen schon vergebens nachgesehen hatten.

Er wollte sich weiter nördlich halten und somit in ein Gebiet gelangen, das von ihnen noch nicht untersucht worden war.

Auf der Seekarte hatte er sich das Areal angesehen. Auf der Erde würde man es mit einer Wildnis vergleichen oder einem undurchdringlichen Gebiet, denn hier hatte die Natur in einer überschäumenden Laune ein gewaltiges Korallenriff gebildet, das sich wie ein Gebirge meilenweit ausbreitete. Es war noch längst nicht erforscht worden. Da gab es Spalten, Trichter, Höhlen, gefährliche Tunnel und zahlreiche Verstecke für Raubfische.

Das Gebiet war gefährlich. Simon Rock wußte mit der Gefahr umzugehen, er kalkulierte und rechnete sie aus. Deshalb wollte er auch nicht tief in das Riff hineintauchen, sondern sich nur an dessen Rand aufhalten und einen ersten Eindruck gewinnen. Zudem sollten

dort zahlreiche Schiffe gesunken und von den scharfen Ecken und Kanten des Riffs regelrecht aufgespießt worden sein.

Simon Rock war fest davon überzeugt, innerhalb des Korallenriffs ein Millionenvermögen zu finden.

Sein Tauchpartner wunderte sich, als der vorausschwimmende Rock plötzlich abbog.

Montana gab aber kein Zeichen, sondern folgte dem Boß der Tauchercrew.

Ein Fischschwarm, silbrig glänzend, kam ihnen entgegen. Die kleinen, Tiere nahmen überhaupt keine Notiz von den beiden Männern.

Ungehindert konnten sie den Schwarm durchqueren.

Sie waren inzwischen ziemlich tief. Licht drang so gut wie gar nicht hierher. Ein grünliches, diffuses Dunkel umgab sie, aber noch konnten sie auf das Einschalten der Lampen verzichten.

Plankton, Algen und nur unter dem Mikroskop sichtbare Einzeller-Lebewesen sorgten dafür, daß aus dem Wasser eine ziemlich trübe Brühe wurde.

Dann huschte ein Schatten heran. Blitzschnell war er da. Beide Männer kannten sich aus. Das war ein Hai. Unwillkürlich tastete Simon Rock nach seinem breiten Messer im Gürtel. Er dachte an die zahlreichen Kämpfe, die er schon gegen Haie geführt und überlebt hatte. Doch der schlanke Fischleib glitt vorbei.

Sie schwammen weiter.

Ruhig und gleichmäßig atmeten sie. Die Luft reichte für zwei Stunden.

So lange hatten sie nicht vor, unter Wasser zu bleiben. Sie wollten auch nicht konkret suchen, nur das Gebiet erkunden, damit sie am anderen Tag richtig beginnen konnten.

Simon Rock schwamm etwas langsamer und ließ seinen Partner auf schließen. Dann streckte er den rechten Arm aus und deutete nach

vorn.

Montana verstand. Sie würden noch weiter schwimmen. Fünf Minuten vergingen, dann wuchs vor ihnen eine gewaltige Wand hoch, die erst nur als Schatten zu erkennen war. Das Riff!

Dreißig Meilen vor der Küste gab es dieses gewaltige aus Korallen, Muscheln, Plankton und Kalk bestehende Gebirge, das bisher kaum erforscht war. Die meisten trauten sich nicht hierher, sie wollten schneller und risikoloser Geld verdienen, doch den beiden Spitzentauchern machte dies nichts aus.

Sie glitten weiter, durch die fast beängstigende Stille der tiefen See.

Simon Rock schaltete als erster seine starke Unterwasserlampe ein. Das Glas war durch ein kleines Gitter geschützt, damit es nicht so leicht zerbrechen konnte.

Der Strahl bahnte sich seinen Weg durch die Finsternis. In ihm tanzten und wirbelten kleine Lebewesen, die nie zur Ruhe kamen und einen ewigen Kreisel bildeten.

Je näher sie an die Wand herankamen, um so faszinierender wurde es für sie. Sie war nicht glatt, da gab es gewaltige Kerben und Spalten, in denen Muränen lauerten und auf Beute warteten. Sie sahen Höhlen, die von irgendwelchen farbenprächtigen Fischen besetzt waren. Es gab überhängende Wände, Einschnitte und regelrechte Täler, in und durch die sie schwimmen konnten.

Aufgeschreckt durch das Licht, verließ ein winziger Krake seine Höhle, sonderte seine dunkle Flüssigkeit ab und verschwand. Auch andere Fische wischten blitzschnell davon, denn die beiden Taucher waren Störenfriede im friedlichen Nebeneinander des Korallenriffs. Simon Rock deutete mit dem Daumen nach oben. Er wollte steigen. Eine geschmeidige Bewegung seines Körpers, der Schlag mit den Flossen, und er glitt an der Wand entlang hoch.

Etwa fünfzehn Fuß weiter hörte die Wand auf. Simon Rock beugte

sich wieder nach vorn, so daß er in das Tal schauen konnte, das hinter dieser Korallenwand lag.

Es war ein regelrechter Korallengarten, der in zahlreichen Farben blühte, als er vom Licht der beiden eingeschalteten Unterwasserleuchten getroffen wurde.

Da wuchsen Seesterne auf dem kalkreichen Untergrund neben Algen und langstieligen Pflanzen, die sich im Rhythmus der Unterwasserdünung bewegten und mit ihren Köpfen zu nicken schienen.

Sie bewegten sich nur nach einer Seite, ein Zeichen für die Taucher, daß sie es hier unten nicht mit gefährlichen Gegenströmungen zu tun hatten.

Das war viel wert.

Sie drangen ein in den Tiefsee-Garten, der vor ihren Augen solch eine Pracht entfaltete. Das Tal dehnte sich weit aus. Es war auf dem Grund auch nicht flach. Im Laufe der Jahre hatten sich neue Korallenbänke gebildet, die dabei waren, sich unter diesen idealen Lebensbedingungen auszudehnen.

Die Männer ließen sich nicht ablenken. Sie schwammen sehr langsam weiter. Die Strahlen kreisten, glitten über den Grund, auch über Wände oder tasteten sich in Spalten und Höhlen hinein, wo sie sich manchmal in der Dunkelheit verloren.

Rock und Montana suchten eines der zahlreichen gesunkenen Schiffe.

Es war nun nicht so, daß die Galeonen einfach nur dalagen, so daß sie jeder Taucher schnell finden konnte, nein, man mußte schon einige Erfahrungen haben, um ein Schiff überhaupt zu finden. Denn im Laufe der Jahrhunderte war aus jedem gesunkenen Schiff eine eigene Korallenbank geworden, die sich unzählige Lebewesen als ihr Gebiet ausgesucht hatte.

Und doch gab es Hinweise.

Manchmal war es die Form. Hin und wieder glänzte auch ein Stück Metall, das aus irgendeinem Grunde nicht überwuchert worden war, oder die geknickten Masten, die ein über dem Grund liegenden Wirrwarr bildeten. Man brauchte wirklich ein gutes Auge, um eine solche Galeone zu entdecken.

Simon Rock schwamm noch immer als erster. Das ließ er sich nie nehmen, denn er war der Führer, er begab sich auch als erster in Gefahr. Plötzlich stoppte er, blieb stehen und trat Wasser. Sofort war Montana neben ihm.

Beide Männer drehten den Kopf und schauten sich unter den Sichtmasken her an.

Bis Rock nach links deutete. Fast wären sie vorbeigeschwommen, denn in die Felswand hinein stach ein etwa zwei Yards breiter Riß, als hätte ihn jemand dort mit einem Messer geschnitten. Er war also breit genug, um die beiden Taucher aufzunehmen.

Montana nickte. Er war damit einverstanden, was sein Boß vorhatte.

Unter Wasser diskutierte man nicht.

Simon Rock schwamm wieder los. Langsam, mit Beinschlägen, die wie die Zeitlupenaufnahme bei einem Schwimmer wirkten. Er tauchte in den Spalt und brauchte wirklich die Lampe, denn jetzt wurde es dunkel. Ein langer Fisch huschte an ihnen hautnah vorbei und hätte sie fast berührt.

Unabhängig voneinander fühlten es Simon Rock und Montana. Dieses Gebiet, in das sie schwammen, war irgendwie anders. Fast körperlich spürten sie die Bedrohung, die es ausstrahlte, eine Gefahr, die für beide nicht greifbar war.

Montana tastete nach seinem Messer. Natürlich kannte auch er die Geschichten, die man sich von Unterwassergeistern und mächtigen Ungeheuern erzählte. Wenn Taucher zusammensaßen und die Flasche kreiste, wurden diese Geschichten oft ausgegraben und erzählt.

Dabei lief so manchem eine Gänsehaut über den Rücken.

An Geister glaubte Montana nicht, und eine menschenfressende Seeschlange hatte er auch noch nicht gesehen. Das war Seemannsgarn und gehörte ins Reich der Fabel.

Beide leuchteten sie die Wände ab. Sie kamen ihnen dunkler vor als die übrigen des Riffs. Auch hier sahen sie die kleinen Spalten und Einschnitte, entdeckten winzige Höhlen und Löcher im porösen Kalkgestein.

Der Einschnitt war ziemlich lang. Ungewöhnlich eigentlich, dann aber verbreiterte er sich.

Simon Rock schwenkte seinen rechten Arm und leuchtete jetzt mit der Lampe nach vorn.

Plötzlich traf der Strahl etwas Rundes, Großes, das vom Wasser getragen wurde und vor ihm schwebte. Es war kein Kugelfisch, der hatte eine andere Form, und der hatte auch keine Haare.

Der Taucher glitt noch näher an den Gegenstand heran und konnte ihn jetzt genau erkennen.

Es war ein Kopf!

Der Kopf eines Menschen. Mit einem aufgerissenen Mund, in dessen oberer Zahnreihe zwei lange Vampirzähne schimmerten.

Simon Rock hatte schon viel in seinem Leben gesehen, aber so etwas noch nicht. Der Anblick war einfach zu grauenhaft. Dieser im Wasser schwebende Kopf war nicht abgetrennt oder abgeschnitten worden, sondern abgerissen. So genau sahen die Opfer von Haien aus, die unglücklich zwischen deren mächtigen Zähne gerieten.

Dann mußte dieser Mann ein Haiopfer gewesen sein. Aber wie kam er zu den spitzen Eckzähnen, aus welchem Grunde war kein Blut zu sehen, und wo steckte der Killerhai? Diese und ähnliche Fragen beschäftigten die beiden Männer, als sie den Kopf vor sich sahen.

Simon Rock wandte den Blick. Er schaute Montana an und sah in dessen bestürztes Gesicht hinter der Taucherbrille. Auch er wußte

keine Erklärung.

Langsam trieb der Schädel vorbei. Er wurde von der Strömung gepackt und verschwand in einem Felsloch.

Montana hob die Hand und deutete an, daß es besser war, wieder aufzutauchen. Simon Rock schüttelte den Kopf. Er wollte jetzt weitermachen. Das Jagdfieber hatte ihn gepackt, aufgeben war nicht drin, jetzt ging es zur Sache.

Sauerstoff hatten sie noch genug. Sie konnten also weiter schwimmen und die Gegend erforschen, die hinter dem Spalt lag. Irgend etwas war dort, zudem hatte ihnen eine Gegenströmung den Kopf vor die Sichtbrillen getrieben.

Simon Rock streckte seinen Körper und glitt mit ein paar leichten Beinschlägen voran. Montana folgte ihm. Wie auch bei Simon lag seine rechte Hand auf dem Griff des großen Tauchermessers. Er wollte kein Risiko eingehen, denn beide ahnten, daß die Gefahren noch längst nicht vorbei waren. Zumindest der Hai, der diesen Körper zerrissen hatte, mußte sich noch irgendwo in der Nähe aufhalten.

Simon Rock dachte darüber nach, woher der Kopf wohl stammte. Daß er zu einem Körper gehört hatte, war natürlich klar, aber die Zähne gingen ihm nicht aus dem Sinn. Der hatte wirklich ausgesehen wie ein Vampir.

Doch die gab es nicht, ebenso wenig wie ein Seeungeheuer. Er fand keine Lösung, so sehr er auch grübelte.

Es wurde wieder etwas heller. Ein Zeichen dafür, daß sie den Spalt im Fels hinter sich gelassen hatten.

Noch zwei Schwimmstöße, und eine andere Welt lag vor den beiden Tauchern. Es war ein großes Korallental mit weiten Muschelbänken, mit bizarr geformten Korallenfelsen, farbigen Blumen, Gewächsen, Höhlen, Verstecken und einer prächtigen Tierwelt.

Langsam glitten die beiden Männer tiefer. Sie saugten die Eindrücke in sich auf, denn selbst sie, die sie schon sehr viel gesehen hatten, waren von diesem geheimnisvollen Tal unter Wasser begeistert. Vergessen war der Kopf, die Männer ließen sich ganz von ihrer Umgebung gefangen nehmen.

Dann wurden ihre Augen groß. Zur selben Zeit sahen sie genau das, was sie gesucht hatten.

Ein Schiff!

Es war links von ihnen gesunken und schien an der Felswand zu kleben.

Mit der Steuerbordseite drückte es gegen das rissige Gestein. Das gesamte Schiff stand schief, war mit Algen und Muscheln überkrustet, aber noch sehr gut erhalten.

Die drei Masten gab es noch vollständig. Sogar noch Reste des Segeltuchs bewegten sich in der Strömung. Am Bug zeigte sich ein großes Leck, durch das das Wasser strömte. Die Aufbauten waren zu sehen und unzerstört.

Mann, das ist ein Ding! dachte Simon Rock und konnte sich an diesem Anblick gar nicht satt sehen. Das war kein spanisches Schiff, es mußte später gesunken sein. Eine Dreimastbark, vielleicht englischen Ursprungs.

Sie schwammen langsam näher.

Allerdings war eins verwunderlich. Normalerweise wurden die gesunkenen Schiffe immer von zahlreichen Fischen heimgesucht, hier jedoch war kaum einer zu sehen. Die Fische machten seltsamerweise um dieses Schiff einen Bogen. Wenn dem Kahn mal einer zu nahe kam, dann zuckte er kurz vor dem Ziel zurück und glitt davon.

Sehr seltsam...

Die beiden Taucher waren so in den Anblick des Schiffes vertieft, daß sie die Gefahr vergaßen. Den Kopf hatten sie zwar gesehen, aber

nicht den dazugehörigen Körper oder die Bestie, die dafür verantwortlich war, daß der Kopf durchs Wasser trudelte.

Der Hai kam von der Seite!

Lautlos, schnell und gefährlich.

Er war noch immer auf der Suche nach Beute, hatte zwar etwas gerissen, aber damit konnte er nichts anfangen. Jetzt sah er die beiden Taucher.

Montana merkte die Gefahr zuerst. Eigentlich machte ihn erst der Schatten aufmerksam, er drehte den Kopf, sah den Hai und reagierte sofort.

Eine Rolle nach hinten, wobei er gleichzeitig Simon Rock gegen den Körper trat und ihn somit warnte, dann zog Montana sein Messer hervor.

Als der Hai da war, stach die Klinge in die Höhe. Wie gesagt, sie war sehr scharf, ihr hatte der Hai nichts entgegenzusetzen.

Sie schlitzte ihn an der Unterseite auf. In einem langen Bogen floß das Blut aus der Wunde und färbte das Wasser. Es würde natürlich noch mehr Haie anlocken, die ihren Artgenossen dann zerrissen, doch das Risiko mußten beide Taucher eingehen, wollten sie sich nicht von dem Fisch zerreißen lassen.

Der Hai war noch nicht erledigt. Er drehte durch. Montana sah zu, daß er aus seinem unmittelbaren Bereich kam, denn der lange, kräftige graue Körper peitschte das Wasser.

Der Hai wurde rasend. Er kämpfte gegen sein Schicksal an, wirbelte in einer Wolke von Blut, zuckte, warf sich hin und her, drehte durch und verschwand plötzlich in dem Spalt, aus dem die beiden Taucher gekommen waren. Er würde ins offene Wasser schwimmen, unterwegs eine Blutspur hinter sich herziehen und von den anderen Haien zerfetzt werden.

Simon Rock winkte Montana zu. Ein Zeichen der Anerkennung. Montana war ein guter Haikiller.

Jetzt hielt sie nichts mehr, sich das geheimnisvolle Schiff anzuschauen.

In schräger Linie schwammen sie auf den Kahn zu. Und beide spürten unabhängig voneinander die Gefahr, die vor und unter ihnen lauerte.

Andererseits übte dieses Schiff einen gewissen Reiz auf sie aus. Sie mußten es sich einfach ansehen.

Und wieder waren sie überrascht, als sie zwischen den Masten herschwammen. Es war noch alles sehr gut erhalten. Sogar die Wanten waren zu erkennen.

Eine Rolle nach vorn, und beide glitten sie dem Deck entgegen. Sie trennten sich jetzt nicht mehr, sondern blieben dicht beieinander. Das Wasser war durch den gesamten Schiffsleib geströmt. Sie sahen die offenen Luken und Klappen zu den Niedergängen, durch sie konnten sie in den Bauch des Schiffes gelangen.

Wieder schalteten sie die Lampen ein. Auf dem Achterdeck befand sich ein Ruderhaus mit offener Tür. Die Tür schwang in der Unterwasserdünung hin und her, als würde sie von nicht sichtbaren Händen bewegt.

Die Männer interessierten sich für die Ladung. Und die lag nun mal im Bauch des Schiffes.

Sie mußten runter.

Zuerst glitt wieder Simon Rock durch die offene Luke und tauchte ein in das Dunkel des Schiffsbauchs.

Der starke Lampenstrahl bahnte sich seinen Weg durch die trübe Flut.

Auch hier unten, wo sich die Lade- und Stauräume befanden, hatten Muscheln und Kalk fremdartige Kunstwerke an den Innenwänden des Schiffes gebildet.

Von der Ladung fehlte jede Spur. Keine Kiste und kein Faß war irgendwo vertäut.

Dieser Stauraum präsentierte sich den beiden Tauchern völlig leer. Sie durchschwammen ihn ganz, bis Montana mit der Lampe winkte und somit ein Zeichen gab.

Simon Rock glitt neugierig näher.

Montana hatte den Durchgang zum nächsten Lagerraum entdeckt. Ein offenes Rechteck. Die dazu gehörige Tür lag auf den Planken.

Sie mußte wohl aus den Angeln gerissen worden sein, als das Schiff so plötzlich sank.

Die beiden Männer leuchteten die Tür an und wunderten sich, als sie das Kreuz sahen, das auf die Tür genagelt worden war. Obwohl Muscheln und Kalk es überwuchert hatten, waren die Umrisse doch deutlich zu erkennen.

Rock und Montana hatten schon zahlreiche Schiffe durchsucht und leergeräumt, sie kannten sich inzwischen sehr gut aus, aber ein Kreuz vor einer Tür hatten sie noch nie auf einem gesunkenen Schiff gesehen.

Das mußte seine Bedeutung haben.

Ob der Stauraum dahinter vielleicht etwas Besonderes beinhaltete? Sehr wertvolle, kirchliche Schätze? Vielleicht Meßkelche oder andere goldene Kreuze, die zusätzlich mit Edelsteinen geschmückt waren? Die Taucher dachten das gleiche. Ihr Forscherdrang ließ sich nicht mehr bremsen, die Neugierde war größer als die im Unterbewußtsein lauernde Gefahr.

Sie glitten durch die Öffnung. Lautlos wie zwei Fische.

Ein paar zerplatzende Luftperlen waren das einzige, was in dem ersten Raum zurückblieb und noch an die Taucher erinnerte. Abermals nahm sie eine dunkle, unheimlich anmutende und fremde Welt gefangen. Auch in diesem Laderaum schien auf den ersten Blick nichts zu sein, aber nur auf den ersten Blick.

Als die beiden Taucher jedoch die Lampen schwenkten, da sahen sie die Kisten, die im Stauraum standen. Sie waren vor dem

Untergang vertäut gewesen. Doch als das Schiff gegen die Felswand prallte, war die Vertäuerung gerissen, so daß die Kisten durcheinandergerutscht waren.

Jetzt standen sie kreuz und quer.

Simon Rock und Montana glitten über die Ladung hinweg, erreichten das Ende des Laderaums und drehten sich wieder um, um die Kisten genauer zu untersuchen. Sie schwammen unter der Decke, kippten jetzt ihre Körper und stießen dem Boden entgegen. Die Strahlen der Lampen bohrten sich in das trübe Dunkel, trafen auch die Kisten von einer geringeren Entfernung, und jeder der beiden Taucher konnte sehen, daß es sich nicht um Ladekisten handelte, sondern um etwas anderes.

Um Särge!

Sieben Särge waren es, die sich in diesem Stauraum befanden. Über ein halbes Dutzend Totenkisten, die seltsamerweise nicht mit Tang, Algen oder Muscheln überdeckt, sondern so geblieben waren wie zuvor. Die rasch aufsteigenden Luftperlen zeugten davon, wie schnell und überrascht die beiden Taucher waren. Sie traten Wasser und schauten sich an. Montana drehte die Faust mit dem aufgerichteten Daumen und deutete nach unten.

Simon Rock verstand das Zeichen. Montana wollte die Särge untersuchen. Das hätte er auch vorgeschlagen, denn es war schon des öfteren passiert, daß irgendwelche Seefahrer wertvolle Ladungen in außergewöhnlichen Verstecken untergebracht hatten.

Dazu zählten auch Särge.

Aber Simon zögerte. Er wußte nicht so recht, wie er sich verhalten sollte, denn er dachte an den treibenden Vampirkopf.

Ein Kopf und jetzt die sieben Särge!

Standen die beiden in einer unmittelbaren Verbindung? Und war es vielleicht möglich, daß sie in einem der Särge den zum Kopf gehörenden Körper fanden?

Als Simon Rock daran dachte, glitt selbst ihm, dem Hartgesottenen, ein Schauer über den Rücken. Daran wollte er lieber nicht denken.

Vernünftig wäre es eigentlich gewesen, den Rückweg einzuschlagen, doch die Gier nach Gold war stärker.

Deshalb nickte er.

Auch Montana war einverstanden. Er hatte sich während Rocks Überlegungen ein wenig umgeschaut. Ein Sarg fiel wegen seiner Größe auf. Er war in seinen Ausmaßen fast doppelt so groß wie die anderen.

Den wollten sich die Männer als ersten vornehmen.

Gemeinsam schwammen sie auf ihn zu.

Der Sarg war verschlossen. Die Schlösser hatten im Laufe der Zeit Rost angesetzt und würden nicht so leicht zu knacken sein. Aber sie hatten ihre scharfen Messer aus bestem Stahl. Und zusätzlich noch die Pickel.

Mit diesen Werkzeugen mußte es zu schaffen sein, die Särge zu öffnen.

Montana hatte sein Messer bereits gezogen. Er wollte es in den Spalt zwischen Deckel und Unterteil klemmen, während sich Simon Rock an den Schlössern zu schaffen machte. Dazu nahm er den harten Pickel und hämmerte dagegen.

Der größere Sarg stand ziemlich allein in einer Ecke. Etwas weiter entfernt von den übrigen. Deshalb sahen beide Taucher nicht, wie sich ein Deckel plötzlich hob und eine bleiche, grünblau schimmernde Hand erschien, deren Finger zur Klause gekrümmt war.

Ein Ruck, und der Deckel rutschte ab.

Sacht berührte er den Boden, wo er liegenblieb. Aus dem Sarg aber stieg eine Gestalt, die wie ein Seeräuber aussah und deren Kleidung zerfetzt am Körper hing.

Bleich, aufgeunsen und blutleer war die Haut. Ein regelrechtes Monster kletterte da aus dem Sarg. Als es die aufgerissenen Lippen

zurückschob, wurden zwei spitze Vampirzähne sichtbar, die einzigen, denn die übrigen Zähne hatte dieser Unhold verloren.

Der Vampir wurde von der Strömung gepackt, die auch hier unten herrschte.

Sein Körper trieb voran. Er hatte die Arme ausgebreitet und streckte sie jetzt vor, wobei er weit die Hände öffnete, um mit seinen Fingern den Luftschlauch des ersten Tauchers abzureißen...

Es war ein Gegensatz wie er im Buche stand.

In der Bodega die heiße, stickige, schwüle, parfümgeschwängerte und nach Schweiß riechende Luft auf der einen Seite und die kalte Klinge des Messers auf der anderen.

Das Messer klebte an meiner Gurgel!

Ich traute mich nicht mehr zu atmen, sondern hielt die Luft an. Der Kerl hinter mir war ein gewaltiger Brocken. Ich sah ihn zwar nicht, aber der linke Arm, der meinen Oberkörper in Gürtelhöhe umspannt hielt, hatte fast den Durchmesser eines Baumstammes.

Dieser Typ hatte mich überrascht, als ich auf die Toilette wollte. Im toten Winkel lauerte er, und ich lief voll in die Falle, weil ich an nichts Böses dachte.

Jetzt war es zu spät.

Ich roch seinen widerlichen Schweiß. Er schien sich ein paar Monate nicht mehr gewaschen zu haben. Seine Arme waren nackt. Wenn ich nach unten peilte, sah ich die Tätowierung. Sie zeigte eine Meerjungfrau mit riesigen Brüsten.

Die Haut war nicht ganz hell, auch nicht sonnenbraun. Ich hatte es mit einem Mischling zu tun.

Fünf Sekunden vergingen. Mein Herzschlag, zuvor in die Höhe geschneilt, hatte sich wieder beruhigt.

»Was willst du?« preßte ich hervor.

»Dich!«

»Okay, du hast mich. Und jetzt?«

»Schneide ich dir die Kehle durch!«

Er sagte dies mit so einer Bestimmtheit, daß mir angst und bange wurde.

Es wäre auch keineswegs unnormale gewesen, denn in dieser Gegend am Hafen trieb sich allerlei lichtscheues Gesindel herum. Wir befanden uns in Key Largo, Florida, wo die Welt auch nicht mehr heil ist. Das erlebte ich jetzt auf drastische Art und Weise. Der Taxifahrer hatte Bill und mich schief angesehen, als wir ihm unser Ziel nannten, aber wir mußten in diese verdammte Bodega, daran führte kein Weg vorbei. Ich hätte mich auch lieber ins Hilton gesetzt und da meinen Whisky geschlurft.

»Willst du Geld?« fragte ich leise.

»Auch.«

»Und warum willst du mich sonst umbringen?«

»Weil du deine dreckigen Finger an Conchita gelegt hast.«

O je. Conchita Duarte also. Sie war unsere Informantin. Wegen ihr hatten Bill Conolly und ich überhaupt diese Bodega aufgesucht. Getan hatten wir ihr nichts, nur geredet. Und jetzt kam dieser eifersüchtige Gockel und wollte mir die Kehle durchschneiden. Dabei hatte der Fall noch gar nicht richtig begonnen.

»Sie wissen, was auf Mord steht«, sagte ich.

Er lachte rauh. »Du bist nicht der erste, den ich zu seinen Ahnen geschickt habe.«

Reizende Aussichten im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Shit auch.

»Geh vor«, sagte er, »und denk daran, das Messer bleibt an deiner Kehle.«

»Und wo soll ich hin?«

»Nur weitergehen«, befahl er. »Aber keine Dummheiten, sonst bist du sofort tot.«

»Okay, Bruder«, sagte ich und grinste schief, obwohl mir danach überhaupt nicht zumute war. Die Toiletten lagen weiter links, hinter schmutzigen Wänden, die mit schweinischen Sprüchen voll gekritzelt waren, im herrschenden Dämmerlicht von mir jedoch nicht entziffert werden konnten.

Der Gang führte zu einer Hintertür. Leere Coladosen, Papier und Dreck bedeckten ihn. Aus der Bodega hörte ich schwach das Klimpern einer Gitarre.

Es schien meine Todesmelodie zu werden.

Vor einer Bohlentür blieben wir stehen. Dicke Fliegen umsummten mich.

Sie schillerten blau. Es waren diese Insekten, die sich auch in den Everglades, den Sümpfen, aufhielten, die weiter nördlich auf dem Festland lagen.

Hinter mir hörte ich Stimmen. Zwei Gäste, die die Bodega verließen und die Toiletten ansteuerten. Die Männer waren längst nicht mehr nüchtern, das entnahm ich ihren Gesprächen.

Sie würden mir kaum helfen.

Vor der Tür mußte ich stehenbleiben. Der Kerl mit dem Messer war ein wahrer Künstler. Während wir gingen, war die Klinge keinen Fingerbreit von meiner Kehle abgewichen.

Die andere Hand verschwand von meiner Hüfte. Der Typ hinter mir griff in die Tasche und holte einen Schlüssel hervor, den er mir zwischen die Finger drückte.

»Aufschließen!«

Ich schob den Schlüssel in das verrostete Schloß und drehte ihn zweimal herum.

Die Tür war offen.

Sie ließ sich nach außen auf stoßen, und wir betraten einen Hof, der ein Tummelplatz für Ratten sein konnte und auch war, denn ich sah die widerlichen fetten Tiere über die Abfallberge huschen. Als die

uns sahen, flohen sie nicht, sondern starrten uns an und widmeten sich anschließend wieder ihrer Beschäftigung.

Vor mir sah ich eine Mauer. Links und rechts grenzte Stacheldraht den Hof ein.

Die Nähe der See roch man, ich hörte auch das Schreien der Wasservögel, eine ewige Begleitmusik hier in Key Largo.

Wir gingen auf den großen Abfallhaufen zu, das Paradies für Schmeißfliegen und Ratten.

Die Insekten umtanzten den Berg, sie fanden hier genügend Nahrung und auch Brutstätten für ihre Eier.

Verdammt warum kam Bill Conolly denn nicht? Er mußte doch bemerkt haben, daß etwas nicht stimmte. Wahrscheinlich jedoch hielt ihn Conchita fest, dieses schwarzhaarige Luder.

Ich biß die Zähne so fest zusammen, daß es knirschte. Dann hörte ich die erste Frage. »Was wolltet ihr von Conchita?«

»Mit ihr reden.«

»Worüber?«

Das konnte ich dem Kerl wirklich nicht sagen. Eigentlich war sie es gewesen, die uns auf die Spur gebracht hatte. Die Polizei hatte Conchita vor einer Woche beim Taschendiebstahl erwischt, verhört und eingelocht. Bei den Verhören kam eine interessante Sache heraus.

Conchita lachte den Polizisten ins Gesicht und sprach von einer furchtbaren Bedrohung, die sich erfüllen würde. Man hakte nach, weil man in den Staaten inzwischen aufgewacht war. Anschläge auf hohe Politiker hatten die Polizei so mißtrauisch gemacht, daß sie selbst kleinsten Spuren nachgingen und alles recherchierten. So auch hier. Das FBI wurde eingeschaltet. Und die Spezialisten kümmerten sich um Conchita Duarte. Sie versprachen ihr Straffreiheit, wenn sie mehr über die Sache erzählte, die sie gehört hatte.

Und Conchita redete.

Die Namen Dr. Tod und Mordliga fielen.

Die Amerikaner interessierten sich sofort für sie.

Der große Computer wurde eingeschaltet. Und der hatte tatsächlich die Namen gespeichert. Allerdings nur als Randinformation der Engländer, die in gewissen Dingen mit der amerikanischen Bundespolizei zusammenarbeiten wollten. Vor allem dann, wenn es um eine weltweite Bedrohung ging.

Die Kollegen in den Staaten reagierten sofort und leiteten die Aussageprotokolle weiter.

In London horchte man auf. Und besonders lange Ohren bekam Superintendent Powell. Er informierte sofort mich. Ich sollte dem Fall nachgehen und wurde in die Staaten geschickt. Ich konnte Bill Conolly überreden, mitzukommen. Der Reporter kannte Florida wie seine Westentasche. In früheren Zeiten hatte er hier des öfteren recherchiert und auch manchen Bericht geschrieben.

Bill flog also mit.

Und nicht nur er.

Suko durfte mich begleiten. Sir Powell hatte es sogar verlangt, denn die Worte Mordliga und Dr. Tod hatten auch ihn nervös gemacht. Er wußte genau, wie gefährlich diese Clique war. Schließlich brauchte er nur an den Todesnebel zu denken, der uns ganz schön Kopfzerbrechen bereitet hatte. Überall wo Dr. Tod und seine Mordliga auftauchten, verbreiteten sie Angst und Schrecken. Jeder auch noch so kleinen Spur wollten wir konsequent nachgehen. Kosten spielten dabei keine Rolle. Der Innenminister gab James Powell Rückendeckung.

Wir flogen ins schöne Florida. Man hatte Conchita Duarte wieder auf freien Fuß gesetzt. Sie tanzte und sang in einer Bodega. Dort hatten Bill und ich sie auch aufgestöbert, während der Chinese Suko untergetaucht war. Er wollte einige seiner Vettern besuchen, die er überall auf der Welt sitzen hatte. Vielleicht wußten die mehr, was

uns weiterhelfen konnte.

Nicht mehr als fünf Sätze hatten wir mit Conchita wechseln können, dann mußte sie weg, weil der Auftritt nahte. Ich ging zur Toilette, und dort stand der Kerl. Den Rest kennen Sie ja.

Jetzt stand ich auf dem Hof, und der Kerl mit dem Messer lauerte noch immer auf eine Antwort.

»Du bist doch nicht von hier«, sagte er.

»Nein, ich bin Engländer.«

Er lachte. »Um dich kräht kein Hahn, wenn ich dich umlege.«

»Das würde ich nicht sagen. Soweit ich informiert bin, schaltet sich das FBI in die Ermittlungen ein, wenn man die Leiche eines Ausländers findet.«

»Man wird dich nicht finden. Das Meer ist groß.«

Da hatte er recht. Und meine nächste Hoffnung war zerplatzt. Wenn dieser Hundesohn endlich das Messer wegnehmen würde, aber daran dachte er gar nicht. Nach wie vor befand sich die Klinge dicht vor meiner Kehle. Die Haut hatte sie nicht einmal geritzt. Der Mulatte war wirklich ein Fachmann.

Ich peilte in den Himmel. Hellblau stand er über uns.

Es war fast Mittag. Draußen herrschte eine wesentlich angenehmere Temperatur als im Innern der Bodega, denn vom Meer her wehte immer eine frische Brise.

Vor dem Abfallhaufen mußte ich stehenbleiben. Die Ratten unterbrachen ihre Beschäftigung und beäugten uns mißtrauisch.

»Was wolltest du von Conchita?« fragte er noch einmal.

»Nur mit ihr reden, wirklich.«

»Sie weiß nichts.«

»Dann ist es ja gut.«

»Nein, es ist nicht gut.« Er holte tief Luft. Für mich ein Zeichen, daß er dicht vor einem Mord stand.

Ich zitterte innerlich. Dabei schielte ich nach unten, sah die Klinge

vor meiner Kehle und auch das breite Handgelenk.

Ich mußte es wagen.

Bisher hatte ich mich ja nicht gerührt, der Kerl würde sicherlich nicht mit großem Widerstand rechnen, deshalb setzte ich alles auf eine Karte.

Blitzschnell fuhr meine rechte Hand hoch, packte das Gelenk und riß es zur Seite. Gleichzeitig senkte ich den Kopf, damit er, falls er dennoch rasch zu stach, nicht meine Kehle, sondern nur das Kinn traf.

Die Klinge ritzte mich nicht einmal. Zu überraschend war für ihn der Angriff gekommen. Ich tauchte unter dem Messer hinweg, griff mit der anderen Hand zu und hebelte seinen Arm herum.

Er schrie auf, war aber nicht so leicht zu packen, sondern trat nach mir.

Der Fuß hätte mich in den Unterleib getroffen. Auf Fairneß konnte ich bei diesem Mann nicht hoffen, der kannte sämtliche dreckigen Tricks des Straßenkampfs. Der Tritt streifte mich nur am Oberschenkel. Ich mußte den Mann loslassen.

Zum erstenmal sah ich ihn von vorn.

Er war wirklich ein halber Riese. Ein gewaltiger Vollbart wuchs in seinem Gesicht. Das Haar war lockig und glänzte wie mit Öl überschüttet. In dem Gesicht waren Nase und Mund kaum zu erkennen. Nur die kleinen Augen leuchteten tückisch und gemein.

»Ich stech dich ab!« versprach er mir. »Glaub ja nicht, daß du so wegstommst.«

Ich hätte ihn erschießen können, aber das war nicht Sinn der Sache.

Trotzdem zog ich die Waffe, vielleicht ließ er das Messer fallen.

»Es reicht«, sagte ich scharf und ließ ihn in die Mündung der Beretta blicken.

Er blieb stehen.

Schweiß glänzte auf seiner Stirn. In den tückischen Augen las ich die Mordabsicht.

»Weg mit dem Messer!«

Er zögerte.

»Willst du die Kugel in den Arm oder ins Bein?«

Er stierte mich an. Wahrscheinlich konnte er noch immer nicht begreifen, daß ich den Spieß umgedreht hatte. Er wollte es auch nicht wahrhaben.

Der Mulatte griff an.

Es war eine wilde, ungestüme Attacke. Er schleuderte zuerst das Messer, dann kam er selbst.

Der Stahl hätte mich am Hals getroffen, doch mit einer raschen Bewegung wich ich aus. Ich spürte den Luftzug, als das Messer an der Haut vorbeiwischte, dann hieb ich zu.

Die Faust mit der Waffe traf den Mulatten im Sprung. Es war ein harter Schlag, der so manchen auf die Bretter geschleudert hätte, nicht aber meinen Gegner. Zwar war er geschlagen, aber nicht außer Gefecht gesetzt. Und solche Leute sind die gefährlichsten.

Er sprang mich an.

Wieder empfing ich ihn mit einem Hieb. Diesmal mit der linken Faust. Ich konnte seinen Drang nicht stoppen, er prallte gegen mich, doch der Treffer schüttelte ihn durch. Er bekam kaum noch Luft. Seine Arme schienen mit Blei gefüllt zu sein. Er hob sie und wollte mich packen. Viel zu langsam.

Ich stellte ihn mir zurecht.

Dann schlug ich mit dem Waffenlauf zu. Schräg traf er den dicken Hals des Mulatten, der mich mit dem Messer hatte umbringen wollen. Der Hieb raubte ihm sämtliche Kraft. Zuerst wankte er nur, dann wurden seine Augen glasig, und danach sackte er langsam in die Knie. Er wollte sich noch an mir festhalten.

Mit zwei Fingern tippte ich gegen seine Brust. Das reichte, um ihn vollends von den Beinen zu holen. Der Mulatte kippte in den Abfallhaufen und blieb liegen.

Der Bulle hätte mich fast geschafft. Ich holte keuchend Luft und spürte, wie sehr ich zitterte. Das war der nachträgliche Schock, der immer nach diesen Streß-Situationen eintrat.

Die Ratten würden ihn nicht anknabbern, die hatten Nahrung genug.

Deshalb ließ ich ihn in dem Abfallhaufen liegen und betrat durch den Hintereingang die Bodega.

Conchita Duarte sang. Ich vernahm ihre leicht rauchige Stimme. Als ich die Tür aufstieß, saßen die Gäste still auf ihren Plätzen und lauschten der Frau, die auf einer provisorischen Bühne stand. Conchita war sehr sexy. Manchen Männern war sie vielleicht zu schlank, aber mir gefiel ihre Figur. Sie trug einen schwarzroten, weit geschwungenen Rock und eine weiße Bluse, die sie über dem Bauchnabel zusammengeknotet hatte.

Das Mädchen stammte aus Cuba und war irgendwann geflohen. Ihr schwarzes Haar fiel bis auf die Schultern. Es war zu unzähligen Locken gedreht. Die rote Blüte bildete einen besonderen Kontrast zu ihrer Haarfarbe.

Ich schob mich zwischen den Sitzreihen und Tischen entlang, bis ich den Platz erreichte, wo Bill Conolly saß. Er sah mich gar nicht, sondern schaute zur Bühne hin.

Eine dicke Rauchwolke lag über dem Raum. Der Boden war mit Sägespänen bedeckt, die den verschütteten Schnaps und das Bier aufsaugten. Dazwischen lagen unzählige Zigarettenskippen, und auch manch ausgeschlagener Zahn ließ sich dort finden.

Ich setzte mich.

Bill Conolly schielte mich von der Seite her an. »Hat aber lange gedauert«, sagte er.

»Klar, ich hatte auch leichte Schwierigkeiten.«

In den Augen des Reporters blitzte es auf. »Wieso?«

»Man wollte mich erstechen.«

»Du bist verrückt!«

»Nein.« Ich berichtete im Flüsterton, was ich erlebt hatte. »Unsere Conchita scheint es faustdick hinter den Ohren zu haben«, fügte ich noch hinzu.

»Sieht mir auch so aus.« Bill zündete sich eine Zigarette an. »Und jetzt?«

»Wir holen sie trotzdem.«

»Das meine ich auch.«

Wir warteten darauf, daß Conchita ihren Song beendete. Sie bewegte sich zum Rhythmus der Gitarrenklänge, die ein schwarzhaariger junger Mann seinem Instrument entlockte.

Ich schaute mich um.

Ein bunt gemischtes Publikum hockte hier. Die meisten waren Mischlinge oder Schwarze. Es gab außer uns noch drei Weiße. Und die sahen verdammt heruntergekommen aus. Denen wollte ich auch nicht im Dunkeln begegnen.

Conchita war der große Star. Als sie ihr Lied beendet hatte, brach ein wahrer Beifallsorkan los, so daß man Angst haben konnte, die ganze Kneipe würde zusammenbrechen. Einige Männer sprangen auf, wollten zur Bühne und Conchita zu sich holen, doch sie kannte das Spiel und entwich den zupackenden Händen mit ein paar schnellen Bewegungen, so daß die Kerle ins Leere griffen und sich noch gegenseitig behinderten. Hinter einer Theke stand der dicke Wirt. Er trug einen breitkrempigen Hut, mit dem er wohl auch ins Bett ging, denn bisher hatte er ihm nicht abgenommen. Wenn er sich zu weit vorbeugte, berührte die Krempe den Ventilator, der sich müde drehte.

Wir tranken Cola aus der Dose. Den Gläsern traute ich hier nicht. Die enthielten sämtliche Krankheitserreger dieses Kontinents.

Bill schaute auf die Uhr.

Ich stand auf. Wir konnten es wagen, denn Conchita hatte eine kleine Garderobe, in der sie sich umzog. Tagsüber sang und tanzte

sie nur.

Nachts, wenn die Stimmung besonders hochschlug, dann strippte sie auch.

»Man muß leben«, hatte sie uns erklärt.

Wir drängten uns zu der alten Holzterasse, die nach oben führte. Die Stufen knarrten unter unserem Gewicht.

Niemand folgte uns. Wir waren die einzigen, die Conchita einen Besuch abstatten wollten.

Hier oben war es noch schwüler.

Ein schmaler Gang, von dem mehrere Türen abzweigten, nahm uns auf.

Der Parfümgeruch wies uns den Weg.

Vor der Tür blieben wir stehen.

Bill klopfte.

Keine Antwort.

Ich machte Nägel mit Köpfen und drückte die Tür auf. Ein Schritt brachte mich über die Schwelle.

Das Zimmer war mies. Ein wackliger Tisch, mit einem Spiegel darauf, der schon bessere Tage gesehen hatte. Ein Hocker davor, eine alte Liege und ein Tisch, auf dem eine Vase stand, in der ein paar verwelkte Blumen ihre Köpfe hängen ließen.

Conchita lag auf dem Bett.

Blutüberströmt.

Wir waren zu spät gekommen!

Vielleicht nur um eine halbe Minute, aber zu spät. Das Fenster stand offen.

»Mein Gott«, sagte Bill und ging neben Conchita in die Knie. Er fühlte nach ihren Puls.

»Und?« fragte ich.

»Nichts zu machen, John. Sie ist tot. Verdammt, wer kann das nur getan haben?«

Das wollte ich auch wissen, stand bereits am Fenster, schwang mich hoch und kletterte hindurch. Hinter dem Fenster und mit ihm in gleicher Höhe begann sofort das Dach. Es lief schräg nach unten weg, hatte keinerlei Schindeln, sondern nur schmutzige Teerpappe.

Bis an den Dachrand kam ich, blieb stehen und schaute in den Hinterhof.

Der Messerheld lag noch immer auf dem Abfallhaufen. Diesmal jedoch war er nicht allein.

Gebückt stand vor ihm eine gewaltige Gestalt, die aus einem Alptraum entsprungen zu sein schien.

Vampiro-del-mar!

Die beiden Taucher merkten nichts.

Hier in der Tiefe und der absoluten Stille konzentrierten sie sich voll und ganz auf ihre Arbeit. Sie wollten den größten der Särge aufbekommen, was wiederum nicht so einfach war, denn ihre Schläge wurden durch das Wasser gebremst, und sie mußten doppelt soviel Kraft aufwenden, wenn sie etwas erreichen wollten.

Der Vampir, der seinen Sarg verlassen hatte, trieb weiter.

Eine günstige Strömung bewegte ihn auf die beiden Taucher zu. Hin und wieder schlenkerten seine Arme und Beine, als würden sie überhaupt nicht zu ihm gehören.

Immer näher kam er.

Es war Montana, der es schließlich schaffte, das erste Schloß zu knacken. Die Pickelspitze drückte er unter das Schloß und benutzte sein Werkzeug als Hebel.

Es klappte, das Schloß sprang auf, der schwere Riegel schnappte zurück.

Hinter seiner Tauchermaske grinste der Mann aus Montana. Er richtete sich wieder auf.

Das genau war sein Fehler.

Der Vampir griff blitzschnell zu. Die Finger krallten sich um den Luftschlauch, zerrten daran, und bevor sich Montana versah, hatte der Vampir ihm das Mundstück zwischen den Lippen hervorgerissen. So schnell und überraschend, daß Montana Wasser schluckte und vergaß, seinen Mund zu schließen.

Sofort perlten Sauerstoffblasen aus der Öffnung und zerplatzten unter der Decke.

Montana fuhr herum. Er spürte den Ruck im Rücken, denn der Vampir dachte nicht daran, den Schlauch loszulassen. Im nächsten Augenblick starrte der Taucher in das aufgedunsene Gesicht des Blutsaugers.

Er hätte geschrien, wenn er nicht unter Wasser gewesen wäre. So zeichnete sich der Schrecken auf seinem Gesicht ab. Seine Züge schienen zu erstarren. Er sah zu, wie sich die grauenhafte Gestalt ihm näherte und ihren Mund aufriß.

Dolchzähne blinkten...

Jetzt erst wurde Simon Rock aufmerksam. Auch er glaubte sich im ersten Augenblick in einem Alptraum versetzt, sah aber, daß es keiner war, denn sein Freund wurde angegriffen.

Rock schwamm auf ihn zu. Das Tauchermesser hielt er in der rechten Hand.

Damit stach er zu.

Er traf den Untoten in die Hüfte. Normalerweise hätte Blut aus dem Körper dringen müssen, doch das war nicht der Fall. Nicht ein Tropfen quoll aus der Wunde. Es war so, als hätte der Vampir überhaupt nicht bemerkt, daß er verletzt worden war.

Er wollte Blut!

Montana wurde gegen die Wand gedrängt. An seine Waffen dachte er nicht mehr, er wollte nur Luft bekommen, sonst würde er hier elendig ersticken. Doch der Blutsauger hielt nach wie vor den

Preßluftschlauch fest.

Wieder stach Simon zu.

Diesmal traf er den Hals des grausamen Wiedergängers, und abermals erzielte er keinen Erfolg.

Der Vampir schüttelte sich nur und drückte Montana zu Boden. Simon zog das Messer aus dem Fleisch. Er hatte gesehen, daß es keinen Zweck hatte, es auf diese Art und Weise zu versuchen, deshalb mußte er zu anderen Mitteln greifen.

Er wollte den Luftschlauch. Zuerst mußte Montana das Mundstück zwischen die Zähne bekommen.

Da geschah es.

Auch Simon Rock hatte nicht mehr auf die anderen Särgе geachtet. Bis auf den einen, dessen Deckel sie lösen wollten, lagen die anderen Oberteile ziemlich leicht auf den Särgen. Man brauchte nicht viel Kraft, um sie in die Höhe zu hieven.

Fünf Deckel öffneten sich.

Fünf Hände erschienen. Bleiche Krallen, die sich um die Ränder der Särge klammerten und sich in die Höhe zogen.

Fünf Vampire kletterten aus den Totenkisten, in denen sie so lange gelegen hatten...

Sie waren von einem wahren Bluttausch besessen, hatten die Jahrhunderte in den Särgen liegen müssen, und nun war die Zeit reif, wo man sie holte, denn sie hatten den Ruf ihres Kaisers empfangen. Das Wasser trieb die Gestalten hoch. Sie waren, wie auch der erste Blutsauger, in der Kleidung ihrer Zeit angezogen. Sie trugen noch die Lumpen der Seeräuber, und sie waren bewaffnet. Mit Enterhaken, Säbeln, Äxten, Kurzschertern und gefährlichen Dolchen.

Eine Armada des Schreckens, die da auferstand. So lautlos, daß Simon Rock nichts hörte und Montana erst recht nicht, denn er stand schon kurz vor dem endgültigen Aus.

Der Vampir hielt noch immer den Luftschlauch fest. Aus der Öffnung des Mundstücks schäumten die Perlen wie eine lange Schnur, liefen dann auseinander und zerplatzten an der Decke.

Simon Rock wußte nicht, wie er den Schlauch in die Hände bekommen sollte, er kam an dem verdammten Vampir einfach nicht vorbei. Den Arm abschneiden!

Das war die einzige Chance.

Da kannte Simon auch keine Hemmungen mehr. Er brauchte sich nur seinen Partner anzusehen, der zusammengekrümmt im Wasser schwebte und beide Arme ausgebreitet hatte, wobei sein Kopf immer weiter nach vorn sank.

Der Vampir folgte ihm. Er beugte seinen Körper einfach nach vorn, um den anderen zu packen.

In diesem Augenblick stieß sich auch Simon Rock ab. Er mußte jetzt den Arm kappen, sonst war alles verloren.

Der Hieb mit dem Entermesser riß seine Schulter auf. Es kam so überraschend, daß Simon Rock nicht wußte, wie ihm geschah. Er war wie gelähmt.

An der linken Schulter hatte ihn die Waffe getroffen, und als er hinschielte, sah er den dunklen Streifen, der aus der Wunde floß und sich rasch mit dem Wasser vermischte.

Sein Blut!

Zum erstenmal wurde Simon Rock bewußt, daß dieses Schiff zu einer Todesfalle geworden war...

Sein Partner Montana kämpfte inzwischen mit dem Tod. Durch ungeheure Selbstbeherrschung hatte er es bisher geschafft, die Luft so lange anzuhalten.

Das war nun vorbei.

Unsichtbare Hände schienen seinen Mund aufzureißen. Er öffnete die Lippen, das Wasser strömte hinein, sein Gehirn schien sich

auszudehnen, er hörte das Hämmern hinter seinen Schläfen, und jede Faser seines Körpers schrie nach Luft.

Er bekam keine.

Es war aus.

Noch eine letzte, grelle Explosion vor seinen Augen, dann stürzte er in den endlosen Schacht des Todes und versank für immer.

Die Vampire aber hatten ihre Opfer. Zwei von ihnen bissen zu. Sie hatten schon an seinem Hals gehangen, als sein Herz noch schlug, und ihm so das Blut ausgesaugt.

Übriggeblieben war noch Simon Rock. Er bekam weiterhin Luft, allerdings konnte er seinen linken Arm nicht mehr bewegen, und das Blut würde auch Haie anlocken, da war er sich sicher.

Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Er mußte hier weg, diesen verdammten Raum verlassen, aber die Blutsauger hatten sich zu gut verteilt. Sie lauerten an allen Stellen, hatten die strategisch günstigen Punkte besetzt und erhielten sogar noch Verstärkung.

Ihr Anführer erschien.

Der Deckel des größten Sargs wurde von einer unglaublichen Kraft aus der Verankerung gesprengt. Sofort quoll das Wasser in den Sarg, und zwei bleiche Hände erschienen.

El Sargossa kam, der Kapitän des Piratenschiffes.

Er trug noch die alte Uniform des ehemaligen Piratenchefs. Bunt zusammengewürfelt, ebenso wie auch die Waffen, mit denen er sich behängt hatte. Sein Maul stand offen, er war ein Vampir, wie er im Buche stand. Seine Eckzähne schienen besonders lang zu sein.

Das alles sah auch Simon Rock. Er war Realist, und er rechnete sich aus, daß seine Chancen sanken. Nein, gegen diese Brut kam er nicht an. Die machten ihn eiskalt fertig.

Die sieben Blutsauger schwammen oder trieben hin und her, während Montana zusammengesunken am Boden hockte. Er war gar nicht gefallen. Als Rocks Blick über ihn streifte, geschah das in dem

Augenblick, wo Montana die Augen öffnete.

Simon erstarrte. Der Schreck hatte ihn bis ins Mark getroffen. Sein Kumpan öffnete nicht nur die Augen, nein, er tat auch noch etwas ganz anderes. Er stemmte sich hoch.

Montana lebte!

Hinter der Taucherbrille weiteten sich Rocks Augen. Was er hier unter Wasser in diesem engen Stauraum, der von den lichtstarken Lampen erhellt wurde, sah, war ein wahr gewordener Alptraum. Alle Gruselgeschichten, die er gehört und auch selbst erzählt hatte, konnte man vergessen, wenn man das hier sah.

Es war schlimm.

Unbeschreiblich.

Simons Angst steigerte sich noch, denn Montana öffnete seinen Mund, und Simon Rock sah die beiden spitz gewordenen Eckzähne, als sein Kumpel die Lippen zurückschob.

Montana war ebenfalls ein Mitglied des schrecklichen Vampir-Reigens geworden!

Die gesamte Szene, das Erkennen der Wahrheit, hatte nur Sekunden gedauert. In dieser Zeitspanne hatten sich zwei Wiedergänger formiert, sie schwammen auf Simon Rock zu. Sie waren bewaffnet.

Beide hatten ihre Säbel gezogen. Leicht gekrümmte Waffen, die Klingen mit dickem Rost besetzt, aber dennoch brandgefährlich. Die Untoten wollten den Taucher damit angreifen.

Simon Rock glitt zur Seite.

Fast hätte ihn der erste Säbel am Rücken erwischt. Er verfehlte ihn nur knapp.

Der zweite aber stieß in seine Wade.

Abermals spürte Rock den glühendheißen Schmerz. Und in einer wilden Bewegung stach er mit dem Messer zu. Er hatte das Glück, eine Hand zu treffen, die nach dem Luftschlauch greifen wollte. Die Klinge fuhr in den Ballen, und abermals drang kein Tropfen Blut aus

der Wunde.

Die Vampire waren leer...

Rock schoß dem Boden zu.

Obwohl sein Bein schmerzte, zog er es an und stieß es wieder vor. Er wollte so schnell wie möglich weg und schwamm dicht über die Planken auf die Öffnung zu, die sich schattenhaft in der Lukenwand abzeichnete.

Drei kamen von oben, um ihn den Weg abzuschneiden.

Er schwamm schneller.

Ebenso schnell war Montana. Seine Arme hielt er ausgestreckt, die Hände waren Krallen, damit wollte er zugreifen und seinen ehemaligen Partner erwürgen.

Simon Rock zog das Messer hoch.

Ein breiter roter Streifen war plötzlich auf der Brust des Vampirs zu sehen. Dieser Untote hatte noch Blut, das jetzt aus der Wunde quoll und verlief.

Simon hatte Glück.

Die anderen waren um eine Idee zu langsam, und er schoß durch die Öffnung in den zweiten Stauraum hinein.

Die Lampe wies ihm den Weg. Der Raum war leer. Sein Herz machte einen regelrechten Freudensprung. Vergessen waren die Schmerzen, als er seinen Rücken durchbog und hoch glitt, denn dort befand sich die Luke.

Simon Rock schaffte sie und schwamm über das Deck des gesunkenen Schiffes. Er wandte sich sofort nach links, wollte raus aus dem verdammten Talkessel und hatte plötzlich das Gefühl, von einem Hammerschlag getroffen zu werden.

Vor ihm kreisten drei Haie.

Der Lampenstrahl fiel genau auf ein geöffnetes Maul der langen Zahnreihe.

Diesen Anblick verkraftete Simon Rock nicht. Er zögerte zu lange, zudem blutete er noch, und die drei Haie waren schnell wie der Blitz.

Plötzlich tauchte der erste Rachen dicht vor dem Gesicht des Tauchers auf.

Im nächsten Augenblick schnappten die langen Zähne zu. Das Wasser schäumte auf, eine Mischung aus Luftperlen und Blut entstand, und Simon Rock hatte ebenfalls das Schicksal ereilt...

Der Anblick traf mich ziemlich hart.

Vampiro-del-mar war ein Supermonster. Ein Kaiser der Vampire.

Allerdings der Uralt-Vampire, denn er hatte sie irgendwann vor langer Zeit angeführt, bevor er auf den Meeresgrund verbannt worden war.

Wieso und warum, das war mir bis heute ein Rätsel geblieben. Nur eins zählte. Ich hatte es mit dem wieder erstarkten Monster zu tun, das gegen Silberkugeln immun war.

Er war größer als ein Mensch. Ein halber Riese wie Tokata, der Samurai des Satans. Sein graues Haar schien nur aus borstigen Strähnen zu bestehen, das Gesicht wies Narben und Risse auf, und die Zähne waren am allerschlimmsten.

Es waren Reißer, die wie Stahlstifte in seinem Maul saßen. Besonders stachen natürlich die Eckzähne hervor. Sie waren so lang, wie ich sie noch nie bei einem Vampir zuvor gesehen hatte, so daß mich dieser Blutsauger an einen Säbelzahn tiger erinnerte.

Was er mit diesem bärtigen Mann vorhatte, war klar. Er sollte auf die gleiche Art und Weise sterben wie Conchita, denn für mich gab es keine Zweifel, daß Vampiro-del-mar der Mörder des Mädchens war.

Ich schätzte kurz die Entfernung ab.

Okay, bis zum Hof mußte ich es packen können, das war kein

großes Kunststück. Ich sprang.

Bis jetzt hatte mich der Kaiser der Vampire noch nicht gesehen, doch als ich hinter seinem Rücken aufkam und er das Geräusch hörte, da kreiselte der riesige Blutsauger herum.

Ich zog mein Kreuz. Es rutschte unter dem Hemd hervor und lag nun frei auf meiner Brust. Die Sonne schien darauf, das Metall reflektierte und schien grell zu explodieren.

Vampiro-del-mar vergaß sein erstes Opfer. Jetzt hatte er nur noch Blicke für mich.

Er wollte mich töten. Unbedingt und mit aller Macht. Jeder Vampir hatte Angst vor einem Kreuz, nur dieser nicht, denn er stammte aus einer Zeit, wo es noch keine christliche Religion gab und somit nicht dieses Abwehrmittel gegen Blutsauger.

Vielleicht hätte ich ihn mit Desteros Schwert töten können, aber das trug ich nicht bei mir.

Ich ließ ihn kommen. Wohl fühlte ich mich wirklich nicht, aber ich konnte den Bärtigen nicht den Krallen dieses Monsters überlassen. Das wäre mir hart gegen den Strich gegangen.

Die Gemme!

Ich hatte sie eingesteckt. Es war ein kleiner Stein, oval in der Form und sehr glatt an den Rändern. Er zeigte ein Motiv, eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß. So sollte der ewige Kreislauf der Welt dargestellt werden.

Sie konnte mir vielleicht helfen.

Ich holte sie aus der Tasche.

Der Vampir stoppte. Irritiert rollte er mit seinen metallenen wirkenden Augen. Die Gemme schien doch einige Wirkung auf ihn auszuüben. Ich spürte sehr wohl, wie sich der Stein erwärmte. Die Anwesenheit des Bösen aktivierte ihn.

Vampiro-del-mar war stehengeblieben. Seine Arme hatte er ausgebreitet, er stand da, als wollte er mich fangen, die mächtigen

Hände glichen Pranken.

Da regte sich der Bärtige.

Er war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, in die ich ihn geschickt hatte, setzte sich auf, und durch seine Bewegung geriet der Abfallhaufen ins Wanken. Da rutschte und schepperte es. Die Ratten verschwanden pfeifend, und Vampiro-del-mar drehte sich um.

Der Bärtige sah ihn zur gleichen Zeit.

Wahrscheinlich war er noch nicht voll da, sonst hätte er sicherlich anders reagiert, so entrang sich seiner Kehle nur ein dumpfes Ächzen, und überrascht riß er die Augen auf.

Vampiro-del-mar wandte mir jetzt den Rücken zu.

Da riskierte ich es.

Mit zwei langen Sätzen war ich bei ihm und drückte ihm die Gemme in den Nacken.

Die Berührung wirkte auf ihn wie ein Stromstoß.

Die Magie der Gemme, von mir oft unterschätzt, weil keiner direkten christlichen Religion entstammend, zeigte Wirkung bei Vampiro-del-mar, dem Kaiser der Blutsauger.

Er brüllte auf. Auf der lappigen Haut seines Nackens zeigte sich genau der Abdruck, wo die Gemme ihn getroffen hatte. Sogar die Schlange war zu sehen, und sie glühte feuerrot.

Der mächtige Vampir wirbelte herum. Er stieß einen tierischen Schrei aus. Ich ahnte, was kam, und duckte mich. So fegten seine Fäuste über mich hinweg.

Ich wollte mich zum zweitenmal gegen ihn werfen und ihn mit der Gemme attackieren, als mich ein Rundschlag gegen Hals und Wange traf, der mir fast den Kopf abgerissen hätte. Ich sah Sterne und flog durch den halben Hof. Irgendwann stolperte ich und landete hart auf dem Hosenboden.

Vor mir tauchte der Vampir auf. Sein Gesicht war zur Fratze verzerrt, die Beißer gebleckt.

Ich zog meine Beretta und feuerte.

Töten konnte ihn die Silberkugel nicht, aber vielleicht seinen Angriffsschwung stoppen.

Tatsächlich zuckte er zusammen, als das geweihte Silber ihn in der Körpermitte traf. Er blieb stehen, schüttelte den Kopf und schaute sich wild um.

Ich ahnte, was das zu bedeuten hatte. Vampiro-del-mar wollte weg. Er suchte seine Helfer. Er brauchte Unterstützung, um von hier wegzukommen. Ich wußte auch, von wem er sich die erhoffte.

Von der Mordliga. Sicherlich befand sich Dr. Tod in der Nähe.

Zusammen mit Tokata oder Lady X, die mit bürgerlichem Namen Pamela Scott hieß.

Hoffentlich kamen die nicht, denn ich hatte noch nicht aufgegeben, vielleicht konnte ich den Vampir packen.

Der Bärtige griff ihn an. Irgendwie mußte er gemerkt haben, daß nicht ich, sondern der Vampir sein eigentlicher Gegner war. Er hatte sich aus dem Abfallhaufen eine rostige Eisenstange besorgt, die er dem Blutsauger über den Schädel zog.

Es war ein ungeheuer wuchtiger Hieb. Sogar der Bärtige kam noch ins Straucheln, und er hielt sich dabei zu dicht an dem Monster. Vampiro-del-mar war zwar zusammengezuckt, aber er hatte den Schlag einfach weggesteckt. Er griff sogar zu.

Sein rechter Arm schnellte vor. Der Bärtige schrie auf, denn die Finger krallten sich in seine Kleidung. Der Mann wurde zurückgeschleudert, auf den Supervampir zu.

Ich ahnte, was kam.

Der Unhold wollte seine Zähne in den Hals des Mannes schlagen.

Da peitschten Schüsse.

Nicht ich hatte geschossen, sondern Bill Conolly. Er hockte am Dachrand und feuerte schräg in den Hof. Die geweihten Silbergeschosse schlugen in den Körper des Monsters, das mit einem

Wutschrei herumfuhr und den Bärtigen von sich schleuderte.

Das nächste Geschöß fing er mit der Brust auf. Ich sah den Einschlag der Kugel.

Bill hätte ebenso gut gegen eine Wand feuern können, mehr geschah nämlich nicht.

Vampiro-del-mar schüttelte sich nur unwillig und ballte die Hand zur Faust.

»Ich komme, John!« schrie Bill.

Er sprang, bevor ich noch eine Antwort geben konnte.

Vielleicht war es gut, und wir schafften das Monster gemeinsam. Da hörten wir das Knattern eines Hubschraubers.

Und schon tauchte die Maschine auf.

Eine übergroße flirrende Libelle, deren Rotorblätter im Sonnenlicht glänzten.

Sie schwebte in den Hof, ich sah den offenen Einstieg und erkannte Lady X, die angeschnallt auf dem Sitz hockte, sich aber zur Seite gedreht hatte und ihr Lieblingsspielzeug in den Händen hielt.

Eine Maschinenpistole.

Sie feuerte.

Mit einem gewaltigen Satz hechtete ich zur Seite, als ich es vor der Mündung rotgelb aufflackern sah. Die Garbe streute in den Hof, wanderte und hackte in den gewaltigen Abfallhaufen, wo der Dreck hoch aufspritzte.

Bill nahm ebenfalls Deckung. Er warf sich durch die Hintertür in den Flur hinein, der zum Schrankraum der Bodega führte.

Vampiro-del-mar nutzte seine Chance. Er jagte auf den Hubschrauber zu, bekam die beiden Kufen zu packen, brachte den Helikopter zum Schaukeln, doch dann bekam die Maschine Stoff und zog hoch.

Mr. Mondo flog die stählerne Libelle.

Wieder feuerte die Frau.

Ich höre die Einschläge der Kugeln und machte mich so klein wie möglich.

In etwa zwei Yards Entfernung riß die Garbe den Boden auf, hackte große Stücke hervor, und dazwischen hörte ich auch das Peitschen von Bills Beretta.

Dann war der Spuk vorbei.

Die Maschinenpistole verstummte. Der Hubschrauber zog in den blauen Floridahimmel und verschwand hinter den Hausdächern. Ich stand auf.

Natürlich war ich sauer. Fast hätten wir Vampiro-del-mar gehabt. Und wieder einmal war Lady X mit dem Hubschrauber erschienen.

Polizeisirenen heulten. Natürlich war die Schießerei gehört worden, doch von den Gästen aus der Bodega ließ sich niemand blicken. Denen war es egal, wer sich da gegenseitig über den Haufen schoß.

Bill kam zu mir. Er verzog das Gesicht. Ihn quälten die gleichen Gedanken wie mich.

Der Bärtige stöhnte.

Verdammt, er hatte etwas abbekommen. Hastig liefen wir zu ihm. Der Bärtige blutete am Bein. Dort waren zwei Kugeln in das harte Fleisch am Oberschenkel gefahren und mußten auch eine Ader verletzt haben, denn stoßweise quoll der rote Lebenssaft aus der Wunde.

Ich holte ein sauberes Taschentuch hervor und preßte es auf die große Wunde. Der Bärtige richtete sich etwas auf.

»Verdammt!« keuchte er. »Warum tust du das?«

»Weil ich ein Mensch bin.«

»Aber ich wollte dich...«

»Halt jetzt deinen Mund«, wies ich ihn an.

Dann kamen die Polizisten. Sie trugen ihre Uniformhemden mit den kurzen Ärmeln und hielten Waffen in den Händen. Sofort richteten

sie die Mündungen auf Bill und mich.

»Lassen Sie das!« befahl ein Mann in Zivil. Er schob die Uniformierten zur Seite, nickte mir knapp zu, sah den Bärtigen und sagte: »Ein Arzt ist unterwegs.«

»Und die Mordkommission?«

»Die auch?«

»Ja, oben im Zimmer liegt ein totes Mädchen.«

»Verdammt.«

»Es ist Conchita Duarte, die Tänzerin.«

»Okay, ich gebe Bescheid.«

Der Mann verschwand.

Es war nur gut, daß wir mit ihm zusammenarbeiteten. Er war unsere offizielle Hilfe hier in Key Largo. Dieser Mann hieß Jo Barracuda, war FBI-Agent und gleichzeitig ein Schwarzer. Mit ihm verstanden wir uns prächtig. Vielleicht deshalb, weil er ein Schwarzer war, denn seine Eltern, die aus dem tiefsten Süden stammten, hatten noch an Geister und Dämonen geglaubt. Jo Barracuda hatte selbst in seiner Kindheit einiges erlebt, wofür er heute noch keine Erklärung hatte.

Nach zwei Minuten kam er wieder zurück. Zusammen mit einem Arzt, der sich sofort um den Verletzten kümmerte und die Wunden verband.

Jo Barracuda schickte zwei Polizisten nach oben, die vor dem Mordzimmer Wache halten sollten.

Als er mich anschaute, wußte ich Bescheid. Jo war neugierig. Ich berichtete ihm, was uns widerfahren war.

»Ein Hubschrauber? Haben Sie irgendein Kennzeichen erkannt?«

»Nein.«

»Shit. Dann sind sie weg. Hier auf den Inseln gibt es Tausende von Schlupfwinkeln. Aber ihre Anwesenheit zeigt uns, das eine große Sache geplant ist.«

Da stimmte ich ihm zu. Ich bat auch darum, den Bärtigen kurz

verhören zu können, bevor er weggeschafft wurde.

»Natürlich«, sagte Jo. Er grinste plötzlich und zeigte ein wahres Raubtiergebiß. »Wissen Sie, John«, meinte er in seinem breiten Südstaatslang, »wenn ich mich nicht genau über Sie erkundigt hätte, würde ich Sie und Bill ja für Spinner halten. Aber die Toten und Verletzten sind keine Spinnerei. Leider...«

Da gab ich ihm recht.

Der Arzt war fertig. Jo Barracuda verschwand. Er wollte doch noch eine Fahndung nach dem Hubschrauber ankurbeln. Im Haus hörte ich Stimmen. Die Männer der Mordkommission waren eingetroffen.

Ich kümmerte mich um den Bärtigen, kniete neben ihm und schaute ihm ins Gesicht.

»Können Sie reden?« fragte ich.

Er grinste verzerrt. »Wollen Sie sich jetzt rächen?«

»Nein, Meister. Ich vergesse, daß Sie mich angegriffen haben. Allerdings nur, wenn Sie mir einige Fragen beantworten, die für mich sehr wichtig sind.«

»Okay.«

»Wie standen Sie zu Conchita?«

»Sie ist tot, nicht?«

»Ja.«

»Shit. Ich wußte gleich, daß da etwas nicht stimmte. Aber ich habe Fünftausend kassiert.«

»Wofür?«

»Für 'nen Klacks.« Er verzog wieder das Gesicht, weil er Schmerzen hatte. »Ich sollte einem Mann einen Hubschrauber besorgen und weiterhin gutes Kartenmaterial.«

»Wie hieß der Mann?«

»Er hat sich als Solo Morasso vorgestellt und gesagt, daß ich ihn auch Dr. Tod nennen könnte.«

»Und darüber haben Sie mit Conchita geredet.«

»Ja, denn sie und ich — na ja, Sie wissen schon.«

»Ich kann es mir denken. Conchita ist für Sie auf den Strich gegangen.«

»Stimmt.«

»Haben Sie alles besorgt?«

»Klar, den verdammten Hubschrauber konnten Sie ja selbst sehen.«

»Welchen Ausschnitt zeigten die Karten?«

»Das Gebiet der südlichen Florida-Küste.«

»Und was dieser Solo Morasso vorhatte, das wissen Sie nicht?«
hakte ich weiter nach.

»Nein, ich war ja nur ein Laufbursche.«

»Okay«, sagte ich. »Das war's dann wohl.«

»Und wie ist es mit Ihrem Versprechen, Mister?«

»Das halte ich.«

Er war sichtlich beeindruckt. Ich aber wandte mich ab, um mit Bill Conolly zu reden.

Dazu sollte es vorerst nicht kommen, denn wir hörten aus dem Mordzimmer einen gellenden Schrei. Danach fielen zwei Schüsse, und als ich einen Blick in die Höhe warf und durch das Fenster schauen konnte, sah ich die »tote« Conchita, wie sie einen Polizisten an beiden Schultern gepackt hielt.

»Komm!« schrie ich Bill zu und rannte los...

Jetzt waren es acht Vampire!

El Sargossa, der Anführer, und sieben weitere schreckliche Gestalten, denn Montana war noch hinzugekommen. Auch er schwebte wie seine Artgenossen über dem Boden des Stauraums. Das Wasser machte ihnen nichts. Man sagte zwar, daß Wasser Vampire töten könnte, aber nur schnell fließendes. In diesem Element hier unten fühlten sich die Blutsauger wohl.

Aber nicht so wohl, daß sie für immer hier unten geblieben wären. Sie wußten zwar, daß Gefahren auf sie lauerten, einer ihrer Brüder war von einem Hai zerrissen worden, doch er war zu voreilig gewesen. Er hätte seinen Platz an Deck nicht verlassen sollen. Als das Schiff unterging, war er an einen Mast gebunden gewesen und mit in die Tiefe gerissen worden.

Die Vampire formierten sich. Sie schwammen wie junge Hunde, es war mehr ein Paddeln, aber sie kamen gut voran. Mit El Sargossa an der Spitze verließen sie den hinteren Stauraum und drangen in den ersten vor, um an die Luke zu schwimmen, durch die sie das Deck erreichen konnten.

Die Blutsauger trieben hoch.

Säbel, Schwerter, Äxte und Dolche hielten sie in den Händen. Damit konnten sie sich gegen die Räuber des Meeres verteidigen, falls sie auf die Haie treffen sollten.

El Sargossa glitt als erster durch die Luke. Er streckte seinen Körper und sah schon den ersten Hai, der blitzschnell auf ihn zuschoß. Der Fisch hatte in Deckung der Schmuckballustrade gelauert und wollte abermals ein Opfer.

Mit El Sargossa hatte er es nicht so leicht wie mit dem Taucher. Der Hai schwamm genau in den Säbel hinein, der ihn dicht unter dem Unterkiefer aufschlitzte.

Sofort schoß das Blut aus der Wunde. Der Hai drehte durch. Er warf seinen schlanken, aber kräftigen Körper herum, stieß nach oben und schlug noch mit der Schwimmflosse zu, die den Anführer der Vampire traf und zurückwarf.

Dann waren die anderen Haie da.

Sie stürzten sich auf ihren Artgenossen, und bald durchschwammen Wolken von Blut das Wasser.

Die Vampire waren nicht faul. Sie schwammen dem Pulk der Haie entgegen und setzten ihre Waffen ein.

Mit den Säbeln, Dolchen und Schwertern verletzten sie mehrere Tiere schwer.

Schreckliche Szenen spielten sich unter Wasser ab. Die Haie brachten sich gegenseitig um, während sich die Vampire zurückzogen und im Schutz der Decksaufbauten lauerten.

Für sie zeigten die Raubfische keinerlei Interesse. Eiskalt hatten die Untoten die Gier der Haie ausgenutzt, so daß sie ihre Ruhe hatten, um mit den Vorbereitungen beginnen zu können.

Das Brodeln des Wassers nahm langsam ab. Die Blutwolke trieb, von der unterseeischen Strömung getrieben, davon. Von einem lebendigen Hai war ebenfalls nichts mehr zu sehen.

Die Vampire hatten den Kampf gewonnen.

Die Körper glitten über das Deck. Sie kannten sich aus, denn dieses Schiff hatte einmal ihnen gehört, und auch die Jahrhunderte hatten nichts daran verändert.

El Sargossa kontrollierte alles. Er schaute sich die Masten an, die Aufbauten, die beiden Decks, den Steuerstand, die Mannschaftsräume und die Offizierskabinen.

Der Vampir, auch der Kapitän des Schiffes, fühlte sich sofort wieder wohl. Es schien, als wären die Jahrhunderte spurlos an ihm vorübergegangen.

Er wußte es genau. An diesem Tage würde es geschehen. Nichts mehr konnte das Schiff noch auf dem Grund des Meeres halten. Eine starke Magie würde es heben.

Die Vampir-Flotte konnte angreifen...

Mit der Schulter rammte ich die Tür auf, stand in dem Erdgeschoßgang, war schnell an der Treppe und jagte die Stufen hoch.

Drei Polizisten, die ebenfalls in die erste Etage wollten und ihre Revolver schon gezogen hatten, standen mir im Weg. Ich schleuderte

sie zur Seite. Rücksicht konnte und durfte ich jetzt nicht kennen, nun kam es wirklich auf jede Sekunde an. Auch die Mitglieder der Mordkommission hatten das Zimmer verlassen. Sie standen im Gang, ratlos und erschreckt.

Das Schreien schallte mir entgegen. Es waren jedoch keine Angst- oder Todesschreie, sondern mehr ein hysterisches Kreischen, das wahrscheinlich von der Untoten ausgestoßen wurde.

Ich flog förmlich in das Zimmer.

Es war schlimm.

Die blutüberströmte Tänzerin hatte sich einen Polizisten gepackt und ihn auf die Liege gedrückt. Der Mann war halb bewußtlos, wehren konnte er sich nicht mehr.

Sein Kollege stand zitternd an der Wand. Bleich das Gesicht, aufgerissen die Augen, verzerrt der Mund. Der rechte Arm hing herab.

Die Finger umklammerten noch immer den Griff der Waffe, die Mündung wies zu Boden.

Er hatte sicherlich geschossen und auch getroffen. Für ihn mußte es ein Schock gewesen sein, daß die »Tote« wieder lebte.

Ich packte die Frau an der Schulter und riß sie herum. Sie wollte den Hals des Mannes erst nicht loslassen, aber meiner Kraft hatte sie doch nichts entgegenzusetzen. Dann löste sie plötzlich ihre Finger und griff mich an.

Ich sah ihre spitzen Zähne, hörte das Kreischen, das grell in meine Ohren stach, hob die Pistole und schoß.

Es mußte einfach sein.

Conchita zuckte zusammen, schien dann zu wachsen, stellte sich auf die Zehenspitzen und brach anschließend zusammen.

Schwer fiel sie zu Boden.

Ich rollte sie herum. Der schlimme Gesichtsausdruck hatte sich verändert, Conchita Duarte sah völlig normal aus. Der Fluch war

durch das geweihte Silber von ihr genommen worden.

Bill stand in der Tür.

»Steck die Waffe weg«, sagte ich und kümmerte mich um den Polizisten, der keuchend nach Luft rang. An seinem Hals zeichneten sich deutlich die roten Würgemale ab, aber er hatte überlebt, und das war die Hauptsache.

Sein Kollege schluchzte auf und schüttelte den Kopf. Er konnte nichts begreifen.

Jo Barracuda kam. Das Jackett seines hellen Leinenanzugs stand weit offen. Er trug einen kurzläufigen 45er Smith & Wesson in der Rechten, steckte die Waffe aber weg, als er meine beruhigende Handbewegung sah.

»Was ist geschehen, John?«

»Die Tote war eine Vampirin.«

Der G-man starrte mich mit offenem Mund an. »Sagen Sie das noch mal, John.«

»Es stimmt.«

»O verdammt!« keuchte der Schwarze. Dann wandte er sich an den zitternden Polizisten. »Stimmt das, Juan?«

»Ja, Sir.«

»Und was jetzt?«

»Die Mordkommission kann sich um den Fall kümmern«, erwiderte ich. »Sie soll ihn so behandeln wie jeden anderen.«

»Natürlich.« Der FBI-Agent mit dem seltsamen Namen Barracuda gab den Kollegen Bescheid.

Ich hatte hier nichts mehr zu suchen. Wir mußten zusehen, daß wir die Aussagen des Bärtigen verwerteten. Dazu brauchte ich auch Jo Barracudas Hilfe.

Wir verließen den Raum.

Barracuda klemmte sich eine Filterlose zwischen die Lippen und schüttelte den Kopf. »Ich begreife das nicht, John. Wie haben Sie

diesen weiblichen Vampir überhaupt geschafft?«

»Durch eine Silberkugel.«

»Ehrlich?«

»Ja, Jo.«

»Aber das ist ja wie im Horror-Film.«

Ich grinste schief. »Schlimmer, Jo, viel schlimmer.«

Wir stiegen die Treppe hinab und gingen in den Schankraum. Dort schwitzte der Wirt Blut und Wasser, denn er bangte um seine Konzession. Bill stieß mich an. »Kennst du den da?« fragte er.

Ich drehte den Kopf.

An der Tür stand Suko und winkte mir zu. Als wir sprechen konnten, sagte er: »Schätze, John, ich habe dir einiges zu berichten...«

»Die bleiben aber verdammt lange unten«, sagte der rothaarige Ire O'Brien und leerte sein Glas.

Ted Lawrence grinste schief, während er mit einem Auge auf Pretty Benson schielte, die sich sonnte. »Vielleicht haben sie etwas gefunden.«

»Das ist möglich. Was meinst du dazu, Ike?«

Ike Clanton schwieg sich aus. Er stand an der Reling, hatte das Glas vor die Augen gepreßt und schaute aufs Meer. »Mir gefällt das nicht.«

»Was?« fragte Lawrence.

»Das Schiff.«

»Ach, hör doch damit auf.«

»Nein, Ted. Es liegt da schon zu lange. Und ich glaube, die haben uns im Visier.«

»Soll ich die Waffen bereitlegen?« erkundigte sich O'Brien.

»Wäre vielleicht besser.«

O'Brien verschwand.

Ted Lawrence gesellte sich zu Clanton. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen die Reling und drehte sein Gesicht nach Westen. Am späten Nachmittag oder am frühen Abend, wenn die Sonne schon tief stand, kühlte der Wind ein wenig und ließ die Gluthitze des Tages vergessen.

»Hast du auf die Uhr gesehen, Ike?« fragte Lawrence. »Wann sind die zwei Stunden um?«

»Seit drei Minuten.«

Da zuckte der Schwarze zusammen. »Verflucht, da muß doch einer von uns runter.«

»Normalerweise ja.«

»Was willst du damit sagen?«

»Das Schiff.«

»Aber das liegt doch da nur.«

»Nicht mehr, Ted. Es hat Kurs auf unser Boot genommen. Ich rieche den Ärger.«

»O verflucht.« Ted nahm das Fernglas und preßte es gegen die Augen.

Da sah er selbst, daß sich das Schiff in Bewegung gesetzt hatte. Es war ziemlich groß, eine Yacht. Seltsam war nur, daß sich niemand von der Besatzung an Deck blicken ließ. Und das bei diesem Wetter, wo man es unter Deck ohne Klimaanlage kaum aushalten konnte.

Ike Clanton hatte recht. Da stimmte was nicht. Ted Lawrence reichte das Glas zurück. Ein dünner Schweißfilm glänzte auf seiner Oberlippe. »Das sind auch keine Bullen.«

»Eben.«

O'Brien kam zurück. »Die Waffen sind klar«, meldete er. »Aber die Zeit müßte auch herum sein.«

»Ist sie auch.«

O'Brien schaute Lawrence an.

»Warum taucht denn keiner von uns? Wenn was passiert ist...«

»Immerhin reicht der Luftvorrat für länger als zwei Stunden, und außerdem bekommen wir Besuch.«

»Das Schiff?«

»Ja.«

O'Brien starrte jetzt ebenfalls in die Richtung. Sein Mund wurde trocken, denn er konnte mit bloßem Auge erkennen, daß sich der Kahn näherte.

Er schob einen weißen Bart vor sich her, die Bugwelle.

»Das ist eine Scheiße«, flüsterte O'Brien. »Was machen wir denn jetzt?«

»Abwarten, was sie von uns wollen.«

»Na denn.«

Clanton mischte sich in das Zwiegespräch. »Ich wäre dafür, erst einmal Pretty unter Deck schaffen. Dann geht ihr beiden hier in Deckung und haltet mir den Rücken frei. Alles nur für den Fall, daß es Ärger gibt.«

O'Brien und Lawrence waren einverstanden. Der Schwarze blieb bei Pretty Benson stehen.

Als sein Schatten auf sie fiel, hob sie die Sonnenbrille an.

»Ist was?«

»Ja«, erwiderte der Taucher und schaute auf ihren Körper. »Du sollst dich verziehen.«

»Aber warum?«

»Frag nicht, verschwinde unter Deck.« Er bückte sich und faßte nach ihrem Arm.

»Au!« quiekte Pretty Benson. »Das sage ich alles Simon, wenn er zurückkommt.«

»Kannst du, Darling, kannst du. Aber jetzt weg.« Ted drängte das Girl auf den Niedergang zu, wo Pretty murrend und schimpfend unter Deck verschwand.

O'Brien grinste schief. »Ich habe ja nichts gegen Weiber, aber hier

sind sie fehl am Platze.«

»Eben.«

Der Ire hatte sich mit einem Schnellfeuergewehr bewaffnet. Im Gürtel steckte noch eine Automatik. Ted Lawrence bekam die gleichen Waffen.

Dann nahm er noch einen russischen Revolver auf und brachte ihn Ike Clanton. Der nahm die Waffe nickend entgegen und verstaute sie am Rücken unter dem Gürtel.

Das Schiff hatte etwa die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht. Noch war es ziemlich weit entfernt. Die drei Männer hofften nur, daß nichts von ihren letzten Aktivitäten bemerkt worden war.

Auch Lawrence zog sich zurück. Er wirkte wie seine Partner sehr ruhig.

Nicht zum erstenmal sahen sie einer Auseinandersetzung mit Seebanditen entgegen.

Denn alle drei waren zu der Überzeugung gelangt, daß sie es hier mit Piraten zu tun hatten.

Ike Clanton blieb ruhig stehen und umklammerte mit beiden Händen die Reling. Die Dünung schaukelte das Taucherboot wie eine Mutter ihr Baby, wenn sie es in den Schlaf wiegen will.

Die Sonne stand im Westen wie eine riesige Vollreife Orange. Sie übergieß das Meer mit einem gewaltigen goldenen Schleier, der sich in der Weite des Atlantiks verlief.

Ike Clanton ließ das Schiff nicht aus den Augen. Er stand an der Steuerbordseite, hatte die Sonne im Rücken und brauchte deshalb keine dunkle Brille.

Hin und wieder schaute er aufs Meer. Aber kein Kopf hüpfte über den Wellen. Von Simon Rock und Montana fehlte nach wie vor jede Spur. Ike quälten die schlimmsten Befürchtungen. Wenn die Gegenseite gute Waffen besaß, hatten Simon und der andere keine Chance.

Das fremde Schiff fuhr so, daß die querlaufenden Wellen gegen den Bug prallten, gebrochen wurden und hoch aufspritzten. Ein richtiger Fahrensmann hätte einen anderen Kurs gewählt, er wäre nicht quer zu den Wellen geschippert.

Auf dem Ruderhaus glänzten die Antennen im Sonnenlicht. Ike erkannte, daß das Schiff mit Radar und Funk ausgerüstet war. Diese Yacht hatte eine Menge gekostet.

Er schaute auf die breite Panoramascheibe des Ruderhauses. Von der Seite her fielen die Sonnenstrahlen gegen das Schiff.

Die linke Hälfte der Scheibe leuchtete.

Rechts stand jemand.

Ike Clanton hatte noch scharfe Augen. Er erkannte die Umrisse eines Mannes.

Also war es doch kein Geisterschiff. Aber so ein Kahn brauchte mehr Männer als Besatzung. Nur wo steckten die? Ike nahm an, daß sie sich unter Deck verkrochen hatten.

Und das mußte seinen Grund haben. Wahrscheinlich planten sie einen überraschenden Angriff.

Der Mann auf der Brücke bewegte sich. Wenig später fuhr die Yacht mit halber Kraft weiter und wurde direkt auf das Boot der Taucher zugesteuert.

Vielleicht noch hundert Yards trennten die beiden Schiffe. Aus seiner Deckung meldete sich O'Brien.

»Wie sieht es aus, Ike?«

Clanton antwortete, ohne groß die Lippen zu bewegen.

»Ich sehe bis jetzt nur den Steuermann an Bord.«

»Das läßt hoffen.«

»Warte es ab.«

»Okay, meine Kanone ist geladen.«

Die Bugwelle des größeren Schiffes rollte voran und erfaßte das Boot der Taucher. Es dümpelte auf und nieder, die Yacht war schon

sehr nahe. Es mußte etwas passieren.

Und es geschah auch was.

Aus dem Niedergang tauchte eine Frau auf. Sie trug enge schwarze Leinenjeans, einen ebenfalls schwarzen Pullover und hatte das lange dunkle Haar mit einem knallroten Stirnband gebunden. Sie winkte Ike Clanton zu.

Der Kanadier war ziemlich überrascht. Mit allem hätte er gerechnet, nur nicht mit diesem Weib. Daß es Rasse und Klasse hatte, sah er als Kenner sofort.

»Können wir anlegen?« rief sie.

»Ja.« Nach dieser Antwort ärgerte sich Ike Clanton, denn sein ungutes Gefühl war auch beim Anblick der Frau nicht verschwunden. Sie nahm eine Leine, die aufgerollt an Deck lag, und schleuderte sie zur Flying Star rüber.

Ike fing sie auf. Er taute das Boot fest und nahm auch die zweite Leine.

Das größere Schiff schwang auf die Flying Star zu, und dann rieb Bordwand gegen Bordwand.

»Haben Sie einen besonderen Grund?« rief Ike Clanton.

»Wie meinen Sie das?«

Clanton grinste. »Das wissen Sie genau. Also, was wollen Sie von uns, Miss...«

»Ich heiße Pamela Scott.«

»Okay, Miss Scott. Ich kenne Sie nicht, ich habe Sie nie gesehen. Was wollen Sie?«

Lady X lächelte hinterhältig. »Warum sind Sie eigentlich so mißtrauisch einer Frau gegenüber?«

»Weil solch ein Schiff wie Ihres nicht von zwei Personen gelenkt werden kann. Wo steckt die übrige Besatzung?«

»Moment!« rief Lady X und bückte sich. Dabei drehte sie Ike Clanton den Rücken zu und rief etwas in Richtung Niedergang, was

der Taucher nicht verstand.

Die Scott hatte ihn jedoch abgelenkt. Und das war der Sinn der Sache gewesen. So achteten weder Ted Lawrence noch O'Brien auf den Mann, der die Brücke besetzt hielt.

Es war Mr. Mondo, der Montermacher!

»Jetzt!« rief er in das Sprachrohr, das ihn mit den Mitgliedern der Mordliga unter Deck verband.

Und die reagierten.

Ike Clanton konnte den Niedergang von Bord der Flying Star nicht einsehen. Deshalb entging ihm auch die Gestalt, die geduckt über die Stufen schritt.

Es war Vampiro-del-mar. Er hielt eine Maschinenpistole in der Hand, die er sofort Lady X überreichte.

Ike Clanton sah wohl die Bewegung, doch es war zu spät. Plötzlich lag Lady X auf den Planken, wirbelte herum und feuerte.

Im Nu brach die Hölle aus...

Von der Decke hingen Fischernetze. Sie waren mit Haken an den dunklen Balken befestigt, die die Wände des Lokals dekorierten. Ein ausgestopfter Hai war ebenso vertreten wie zahlreiche Flaschenschiffe, die schon meine Bewunderung hervorgerufen hatten, denn sie waren wirklich kleine Kunstwerke.

Damit das Lokal besonders stilecht war, befand es sich im Bauch eines alten Seglers. Er lag schon seit langer Zeit im Hafen und wurde von den anrollenden Wellen leicht bewegt. Wenn draußen ein Sturm tobte, war es für eine Landratte wie mich nicht ratsam, dort zu essen. Mein Magen konnte zu leicht die schönen Dinge dem Meer zurückgeben.

Jo Barracuda hatte uns auf dieses Schiff geführt, weil wir uns in Ruhe unterhalten wollten. Zudem hatten wir Hunger und bestellten ein Essen.

Haifischflossensuppe und dann eine Spezialität des Hauses. Thunfisch mexikanisch. Scharf! Gewürzt mit Chili und grünem Pfeffer, dazu Reis und ein großes Bier.

Während ich aß und auch Bill nicht zuschaute, berichtete Suko, dessen Essen noch nicht serviert war. Er hatte sich bei seinen Landsleuten durchgefragt und tatsächlich einen seiner auf der ganzen Welt vertretenen Vettern getroffen. Er verlieh Boote und wußte, was im Hafen so lief. Von ihm stammte die Information, daß sich eine Frau nach einer Yacht erkundigt hatte, die sie mieten wollte. Der Mann beschrieb Suko die Person, und der Chineser zweifelte nicht, daß es sich bei dieser Frau um Lady X handelte. Sukos Vetter hatte sie zu einem anderen Verleiher geschickt, denn der Mann verlieh nur Segelboote. Mein Freund suchte den nächsten Bootsverleiher auf. Von ihm selbst erfuhr er nichts, aber von einem Angestellten, der die zwanzig Dollar gut gebrauchen konnte.

Lady X hatte das größte Schiff gemietet. Der Name lautete Miami Arrow.

Es war das schnellste Boot, das der Verleiher besaß. Wo die Frau hinwollte, hatte sie nicht gesagt, da konnte ich jedoch weiterhelfen, weil wir durch die Aussagen des Bärtigen wußten, daß sich Lady X Kartenmaterial von Gewässern unmittelbar vor der Küste besorgt hatte.

Wenn wir alles zusammenzählten, standen wir gar nicht so schlecht da.

Wir mußten die Yacht nur finden.

Da rückte Jo Barracuda mit seinem Vorschlag heraus. »Wir könnten eine Suchaktion starten.«

Ich schluckte meinen Thunfisch und hatte wieder einmal das Gefühl, meine Kehle würde in Flammen stehen. »Nein, das will ich überhaupt nicht.«

»Und warum?«

Mit Bier spülte ich nach. »Weil das zu gefährlich ist.«

Da lächelte der G-man. »Jetzt tun Sie sich aber keinen Zwang an, John. Wenn wir eine halbe Hundertschaft Polizisten mobil machen und einen Angriff starten...«

»Könnte die Hälfte der Männer zu Tode kommen«, warnte ich den G-man. »So wollen wir erst gar nicht anfangen. Wir haben es hier mit der Mordliga zu tun, der gefährlichsten Verbrecherbande der Welt.«

»Sie vergessen die Mafia.«

»Die tanzt in London nach der Pfeife eines Solo Morasso. So sieht es aus, Jo.«

»Was?«

»Es stimmt, Jo«, unterstützte mich Bill Conolly. »Morasso und seine Leute sind stärker als die Mafia, weil wir es bei den Mitgliedern der Mordliga mit gefährlichen Dämonen zu tun haben. Der Anführer, Dr. Tod, ist ein Menschdämon.«

Der dunkelhäutige FBI-Agent rollte mit den Augen. »Sie werden verstehen, daß ich da ein wenig skeptisch bin, meine Herren. Ich weiß nicht so recht...«

»Glauben Sie uns«, sagte Bill sehr ernst.

»Dann müßten Sie einen anderen Vorschlag haben, John.«

»Den habe ich auch.«

»Und?«

»Wir vier nehmen den Kampf allein auf.«

Fast hätte sich Jo Barracuda an seinem Bier verschluckt. »Das ist doch nicht Ihr Ernst.«

»Mein vollster.«

»Aber wie wollen vier Mann das schaffen, was für eine Hundertschaft der Polizei zu schwer ist?«

Ich lächelte.

»Durch List, Mut, Einsatzbereitschaft und guten Willen.«

»Den habe ich.«

»Dann ist es okay.«

»Und wie haben Sie sich das vorgestellt?«

Ich gab noch keine Antwort, weil Sukos Essen gebracht wurde. Er hatte sich eine Fischsuppe bestellt. Die Terrine war fast bis zum Rand gefüllt.

Suko füllte sich den Teller bis zur Hälfte und aß. Ich berichtete weiter.

»Da Sie FBI-Agent sind, dachte ich mir, daß Sie uns einen schnellen Polizeikreuzer besorgen können, Jo«, sagte ich. »Wie steht es damit?«

»Das ließe sich machen. Auch Waffen?«

»Ja, das wäre nicht schlecht.«

»Ich besorge Maschinenpistolen.«

»Okay.« Ich stimmte zwar zu, war jedoch davon überzeugt, daß wir sie nicht einzusetzen brauchten. Dämonen konnte man nicht mit Bleikugeln bezwingen.

»Und wann soll die Aktion starten?« fragte Jo.

»Noch heute.«

»Dann wird es Zeit.« Der G-man schob seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Ich gehe mal telefonieren.«

Als er außer Hörweite war, fragte Bill: »Was hältst du von ihm?«

Ich leerte mein Bierglas. »Ein patenter Typ. Wirklich. Auf ihn können wir uns verlassen. Daß er skeptisch ist, liegt auf der Hand. Welcher Polizist glaubt schon an Dämonen?«

Bill grientete.

»Ich kenne einen.«

Damit meinte er mich.

Bei der Bedienung bestellte ich Fruchtsaft. Das Mädchen servierte gerade die Getränke, als der FBI-Mann zurückkam.

Ich zahlte gleich.

Jo Barracuda nahm wieder Platz. »Alles klar«, meldete er. »Wir bekommen das Boot. Es wird durchgecheckt und aufgetankt. Mein Chef gibt mir Rückendeckung.«

»Das ist ausgezeichnet«, lobte ich.

»Haben Sie eine Ahnung, was dieser Dr. Tod da vor der Küste eigentlich vorhat?«

»Nein.«

»Vielleicht taucht er nach alten Schätzen«, vermutete Jo. »Möglich ist es.«

Ich schüttelte den Kopf. »Mit so etwas gibt sich ein Mann wie Dr. Tod nicht ab.«

»Welchen Grund hat er dann?«

»Er will sicherlich irgend etwas bergen«, vermutete Suko.

Da gab ich dem Chinesen recht.

»Und was?« fragte Jo Barracuda.

»Keine Ahnung.« Während ich die Antwort gab, dachte ich an Xorron, den Herrn der Zombies. Er war noch immer nicht aufgetaucht, und Dr. Tod suchte ihn verzweifelt.

Ob er wie damals Vampiro-del-mar auf dem Meeresgrund lag? »Wenn wir die genaue Stelle kennen würden, könnte ich nachforschen«, meinte Jo, »aber so?«

Er hatte recht. Wir wußten wirklich nicht, worum es ging. Zudem war es zweifelhaft, ob wir das Boot überhaupt finden würden. Deshalb durften wir keine Zeit mehr verlieren.

Zwei Überfälle hatten die Taucher abwehren können, aber keiner war mit solch einer Brutalität und Raffinesse durchgeführt worden wie dieser.

Lady X hielt voll auf ihr Ziel.

Ike Clanton sah das Mündungsfeuer. Er wußte, daß die Frau abgedrückt hatte, wollte selbst seine Waffe ziehen, als ihn die Garbe

erfaßte und quer über das Deck schleuderte.

Clanton schrie noch auf, dann spürte er den Mund voller Blut und blieb liegen.

O'Brien und Ted Lawrence lagen in guter Deckung. Sie konnten hinter den Aufbauten auch nicht von der Frau gesehen werden, die sich so plötzlich zu einem Teufel entwickelt hatte.

Zwei Schnellfeuergewehre krachten, als es für Ike Clanton bereits zu spät war.

Daß die beiden Taucher schießen konnten, bewiesen sie sehr schnell.

Sie jagten aus den Rohren, was sie an Blei zur Verfügung hatten, und bestreuten das Deck der größeren Yacht mit einem wahren Kugelhagel.

Die Querschläger jaulten über das Deck, auch die Scheibe an der Brücke wurde getroffen und zerhämmt.

Lady X schoß nicht zurück. Sie hatte sich nach ihrem ersten überraschenden Angriff in Deckung gerollt und schickte nun ihre Vasallen vor.

Jetzt würden sich die beiden Kerle auf dem Schiff wundern.

Zuerst kam Vampiro-del-mar. Als er aus dem Niedergang erschien und sich zu seiner vollen Größe aufrichtete, waren die Taucher so überrascht, daß sie völlig vergaßen zu schießen.

Vampiro-del-mar lachte. Er zeigte seine gewaltigen Reiß- und Vampirzähne, sein stählerner Körper bebte vor Freude, und das wie von Säure zerfressene Gesicht zeigte einen wilden Triumph.

Er stieß sich ab und sprang mit einem Satz an Bord des anderen Schiffes.

O'Brien überwand die Überraschung als erster und feuerte.

Lawrence zitterte noch. Und er konnte weiterzittern, als er sah, wie die Gestalt von O'Briens Kugelgarbe getroffen wurde und dabei zwar umfiel, aber nicht tot war.

Vampiro-del-mar krachte aufs Deck. Der Aufprall schüttelte ihn und das Schiff fast noch durch. Er rollte sich nicht in Deckung, sondern sprang hoch.

Die Taucher hätten wieder geschossen, aber da war noch jemand, dem sie ihre Aufmerksamkeit widmen mußten. Ein zweites Monster, vielleicht noch schlimmer als das erste.

Tokata, der Samurai des Satans!

Gigantisch anzusehen. Er hatte nur noch den rechten Arm. In der Hand hielt er den Griff eines langen Schwertes. Er trug eine Kampfmaske vor dem Gesicht, damit seine bleichen Knochen nicht so klar zu sehen waren, die durch die Haut schimmerten.

Wild schwang Tokata sein Schwert.

»Der Teufel!« kreischte Lawrence, sowieso etwas abergläubisch.
»Der Teufel!« Er schoß.

Drei Kugeln jagte er auf Tokata zu, der sie jedoch abfing, als wäre es nichts.

Er lachte nicht, stieß sich ab und sprang mit einem gewaltigen Satz an Bord der Flying Star.

Als er aufkam, dröhnten die Planken, und er schaute sich um. Wo steckten die Gegner?

Einer jedenfalls hielt es in seiner Deckung nicht mehr aus. Das war O'Brien. Er hatte seinen Platz verlassen und robbte schlangengleich über das Deck. Er hatte den Vampir gesehen, der ihm den Rücken zuwandte und suchend seinen Kopf drehte.

Zwei Yards hinter ihm blieb O'Brien liegen. Im Innern des Iren vereiste etwas. Er hatte noch nie einen Menschen in den Rücken geschossen, aber war dieses Wesen hier überhaupt ein Mensch? Oder war es ein Monster? Ja, mit Sicherheit letzteres.

»Fahr zu Hölle!« kreischte der Ire, hob seine Waffe ein wenig an und schoß.

Rasend schnell spie die Mündung des Gewehres das Blei aus, das

den Rücken, die Seite und die Brust des Monsters traf, es durchschüttelte, aber nicht tötete.

Vampiro-del-mar, der Kaiser der Blutsauger, wie er sich selbst nannte, lachte über so etwas nur.

Dann schlug er zurück.

Inmitten des Kugelhagels drosch er seine gewaltige Faust nach unten, traf seinen Gegner an Hals und Kopf und schleuderte ihn zu Boden.

O'Brien krachte mit dem Rücken auf die Planken.

Wie im Krampf hielt er die Waffe umklammert, sie erschien ihm als der einzige Lebensretter, doch das war ein Trugschluß.

Der nächste Tritt traf ihn so hart, daß er seine Schnellfeuerwaffe fallen lassen mußte.

Sie rutschte über die Planken und blieb in einer für ihn unerreichbaren Entfernung liegen.

O'Brien wälzte sich herum und griff zur Pistole. In diesem Magazin steckten auch noch einige Kugeln, die er der Bestie in den Balg jagen konnte.

Doch der Ire kam nicht mehr dazu, die Waffe hervorzuziehen. Seine Hand berührte zwar noch den Griff, doch da war der andere schon über ihm. Vampiro-del-mar hatte auf diesen Moment gewartet. Er riß den Iren mit unwiderstehlicher Gewalt in die Höhe, in seinem verwüsteten Gesicht stand die Vorfreude auf das Blut des Menschen zu lesen.

Den Mund hatte er aufgerissen, die Zähne gebleckt. Die Reißzähne schimmerten, die beiden Vampirhauer standen weit vor.

Dieses schreckliche Bild war das letzte, was der Ire O'Brien in sich aufnahm, denn Vampiro-del-mar biß zu.

O'Brien spürte noch den rasenden Schmerz am Hals, dann löschte eine gnädige Bewußtlosigkeit all sein Denken und Fühlen aus.

Hinterher warf Vampiro-del-mar seinen leblosen Körper ins Meer.

Das Wasser spritzte auf, als der Taucher O'Brien in den Fluten verschwand und nicht mehr zu sehen war.

Tokata hatte sich inzwischen den Schwarzen vorgenommen. Ted Lawrence hatte nicht mehr Chancen als O'Brien.

Lady X warf einen Blick zur Brücke hoch und sah die zerstörte Panoramascheibe. Mr. Mondo stand dort. Die Augen hinter seiner randlosen Brille funkelten. Er hatte ein Taschentuch gegen seine Wange gepreßt, aus der das Blut lief. Dort mußte ihn ein Glassplitter getroffen haben.

»Alles klar?« fragte die Mörderin.

»Ja.«

Lady X steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen Pfiff aus. Das nächste Monster erschien.

Es war Lupina, die Werwölfin. Eine brisante Mischung aus Weib und Bestie. Der Kopf war der einer bildhübschen Frau. Langes blondes Haar fiel bis auf die Schulter, die Augen leuchteten blau, das Gesicht konnte man als außergewöhnlich hübsch bezeichnen, doch nach dem Hals begann der zottige, fellbedeckte Körper der Bestie. Eine Wölfin präsentierte sich den Blicken der übrigen Mordliga-Mitglieder. Ein schauriges Geschöpf, in seiner Zusammensetzung einmalig und ebenso grausam wie die anderen Monster.

Für sie war nichts zu tun gewesen. Lupina hielt sich meist etwas im Hintergrund, aber ihre Stunde würde noch kommen, da waren sie alle sicher.

Sie trat zur Seite, damit der Führer der Mordliga, der Menshdämon Dr. Tod, das Deck betreten konnte.

Er war das Gehirn, der brutale Planer all der Verbrechen, die auf das Konto dieser dämonischen Bande gingen. Obwohl er aussah wie ein Mensch, hatte er dort, wo normalerweise das Herz sitzt, einen Stein. Er war zynisch und brutal.

Der richtige Boß dieser Truppe.

Mit vor der Brust verschränkten Armen blieb er stehen. Seine Augen glitten über das von den Mitgliedern der Mordliga besetzte Deck der Flying Star.

Zufrieden nickte er.

So genau hatte er es haben wollen. Die Schwierigkeiten waren beseitigt.

Wie so oft auch bei Gangsterbanden sah der Boß dieser Truppe nicht wie ein potentieller Führer aus. Er war eher klein, kleiner jedenfalls als die Wesen, die er befehligte. Sein Gesicht war hart geschnitten und wirkte eckig. Die Augen schienen nur Kieselsteine in dieser Visage ohne Regung zu sein. Es war der Körper von Solo Morasso, eines Mafioso, der einmal Palermo beherrscht hatte. Morasso starb, aber durch Asmodinas Magie war es gelungen, die Seele des verfluchten Dr. Tod in den Körper des Solo Morasso zu stecken und ihn so wiederzuerwecken.

Er lebte also. Und zwar durch Asmodinas Gnade und Fürsprache beim Spuk, dem Herrscher im Reich der Schatten.

Das wußte Dr. Tod, aber Dankbarkeit war ein Wort, das er aus seinem Sprachschatz gestrichen hatte. Er war zwar froh, daß er existierte, gleichzeitig jedoch strebte er nach der Macht. Er wollte Asmodina auslöschen, damit er allein die Herrschaft antreten konnte. Die Teufelstochter schrieb ihm einfach zu viel vor, und er war jemand, der sich keinerlei Vorschriften machen ließ. Entweder stand er an der Spitze oder keiner. Einmal hatte er den Aufstand probiert, doch Asmodina hatte ihn mit einer demütigenden Machtdemonstration in die Knie gezwungen.

Sie hätte ihn sogar töten können, aber sie ließ es bleiben, sondern verhöhnte ihn nur.

Das verzieh ein Mann wie Dr. Tod nie. Seit diesem Zeitpunkt sann er auf Rache. Er wollte blutig zurückschlagen und Asmodina

zerstören, wann immer es ging. Bisher hatte sich allerdings keine Möglichkeit ergeben, und so sann er weiter auf Rache.

Im Moment war er dabei, Vampiro-del-mar einen Gefallen zu tun. Er hatte von einem Vampir-Schiff gehört, das vor mehr als dreihundert Jahren gesunken war. Die Vampire hatten als nächtliche Seeräuber die Gewässer unsicher gemacht und waren über die Menschen hergefallen.

Jahrelang dauerte ihr Terror, den El Sargossa mit gnadenloser Hand führte, bis es mutigen Männern gelungen war, die Vampire zu besiegen.

Niemand dieser Mutigen hatte sich allerdings getraut, sie zu töten, man hatte nur die Vampire in Särge gesteckt, das Schiff versenkt und gehofft, daß es nie wieder auftauchen würde.

Sie hielten auch lange genug Ruhe, bis eben zu diesem Tag, wo Dr. Tod die Untoten aus ihren nassen Gräbern holen wollte, um das Vampir-Schiff weiterhin über die Meere geistern zu lassen.

Sehr plastisch stellte er sich das Entsetzen der Menschen vor, wenn diese auf einer Kreuzfahrt dem Schiff begegneten. Die würden über sie herfallen, sie ebenfalls zu Blutsaugern machen, so daß der Vampirkeim immer weitere und größere Kreise zog bis zu einem bitteren Ende.

Das war Dr. Tod's Plan. Deshalb wollte er das Schiff heben lassen, und zwar auf eine magische Art und Weise.

Die Taucher hatten eben Pech gehabt, sie hätten sich ein anderes Gebiet aussuchen sollen.

Lupina, die Werwölfin, war auf das andere Boot gesprungen und gesellte sich zu Vampiro-del-mar und Tokata. Sie gebärdete sich ein wenig unruhig, denn sie roch das Blut. Auch sie wollte ihrem Trieb folgen und nicht immer zurückstehen. Dr. Tod mußte sich für sie irgendwann etwas Besonderes ausdenken, sonst kippte sie noch um und verließ die Mordliga. Das wollte er auf keinen Fall, denn Lupina

war ein wertvolles Mitglied. Zudem hatte sie eine besondere Eigenschaft entwickelt. Sie konnte sich wieder in eine normale Frau verwandeln, wann immer sie wollte. Nur wenn der Vollmond des Nachts am Himmel schien, war es für sie unmöglich, daß sie eine Frau blieb.

Auch Solo Morasso sprang an Bord des gekaperten Schiffes. Dort schaute er sich um.

Kein Anzeichen deutete darauf hin, daß noch jemand am Leben war.

Auch der tote Ike Clanton war verschwunden. Tokata hatte ihn über Bord geworfen.

Dr. Tod hatte dieses Schiff in der Tat eine Weile beobachten lassen. Ihm war natürlich nicht entgangen, daß noch zwei weitere Personen zur Besatzung zählten, aber die waren getaucht und nicht mehr zurückgekommen.

Solo Morasso kannte auch den Grund. Vampiro-del-mar, der mit El Sargossa in magischer Verbindung stand, hatte berichtet, daß einer von Haien zerrissen und der andere zu einem Vampir geworden war, der sich nahtlos in den Reigen der Untoten einreichte. Um so besser.

Auch Lady X sprang jetzt an Bord. Die zweifache Mörderin stellte sich neben ihren Chef. Zurückgeblieben war nur Mr. Mondo, der gefährliche Monstermacher.

Für ihn suchte Dr. Tod noch immer ein geeignetes Labor, wo er seine schlimmen Forschungen in aller Ruhe weiterführen konnte. Denn Wissenschaft und Magie bildeten ein brandgefährliches Tandem.

Allerdings fehlte das sechste Mitglied der Mordliga.

Das war Xorron, der Herr der Zombies. Er mußte sich irgendwo auf der Welt versteckt halten, nur hatte Dr. Tod seinen Schlupfwinkel bis jetzt noch nicht gefunden. Und so etwas ärgerte ihn, denn auf der Suche nach Xorron war ihm bereits ein paarmal sein Intimfeind John Sinclair in die Quere gekommen.

Der Geisterjäger war sowieso das große Problem der Mordliga. Er stand auf der Abschußliste ganz oben. Sinclair zu erledigen, das war Dr. Tod's größter Traum. Bisher war es ein Traum geblieben.

Dr. Tod dachte nicht daran, das Schiff weiter mitzuführen. Er wollte es fluten lassen. Keiner hatte etwas dagegen.

Bis auf Lupina. Sie stieß plötzlich ein drohendes Knurren aus und warf das lange blonde Haar zurück.

»Was ist los?« fragte Solo Morasso und schaute die Werwölfin lauernd an. Deren Augen glänzten metallern. Das sonst so anziehende Gesicht zeigte einen lauernden Ausdruck.

»Rede!« zischte Morasso.

»Ich—ich rieche Menschen!« knurrte sie...

Pretty Benson erlebte die schlimmsten Minuten ihres Lebens. Sie hockte unter Deck und hatte sich in den letzten Winkel der holzgetäfelten Kabine eingeschlossen. Vor Angst zitterte sie so sehr, daß ihre Zähne klapperten. Pretty hörte die Schüsse und die Schreie. Sie wußte, daß dort oben die Hölle tobte, aber sie traute sich nicht, auch nur eine Haarspitze aus der Tür zu stecken, um nachzuschauen.

Pretty Benson hatte von den Kämpfen mit Seebanditen zwar erfahren, war selbst aber nie in einen verwickelt gewesen. Sie wußte aus den Erzählungen, daß diese Auseinandersetzungen ohne Rücksicht auf Verluste geführt wurden, denn es ging um Gold. Das hatte die Menschen schon immer rücksichtslos werden lassen.

Plötzlich verstummten die Schüsse.

Pretty lauschte.

Nichts war mehr oben an Deck zu hören. Wenige Sekunden später vernahm sie Schritte. Da wurden ihre Augen groß. Dank der Schritte wußte sie genau, daß es keiner der Taucher war, die dort über die Planken gingen. Die hatten einen anderen Gang. Pretty war lange genug auf dem Boot, um die Männer an ihren Schritten erkennen zu

können.

Das hier waren andere.

Da blieb nur eine Folgerung. Den Banditen war es gelungen, die Besatzung zu überwältigen.

Dieser Gedanke trieb in Pretty abermals die heiße Angst hoch. Sie konnte die Tränen nicht länger zurückhalten, schluchzte und wartete darauf, daß einer der Sieger den Niedergang hinunterkommen würde, um sie zu holen.

Was würde dann geschehen? Würde man sie als lästige Zeugin ebenfalls beseitigen oder vergewaltigen?

Beides war schlimm, und trotz der Hitze lief ein kalter Schauer über ihren Rücken, als sie daran dachte.

Was sollte sie tun?

Fliehen! Ja, Pretty Benson dachte an Flucht. Es war ihre einzige Chance. Sie bezeichnete sich selbst als eine gute Schwimmerin.

Müheelos schaffte sie zwei Stunden, und da sie sich in relativer Nähe der Küste befanden, konnte es ihr ohne weiteres gelingen, ein Schiff zu erreichen, das die Gewässer kreuzte.

Diese Hoffnung verdrängte die Angst.

Pretty kroch aus ihrem Winkel hervor und schlich durch die Kabine. Die hochhackigen Schuhe hatte sie ausgezogen, barfuß bewegte sie sich weiter, bis sie die Tür erreichte, die eine Anbauwand an dieser Seite der Kabine unterbrach.

Pretty schluckte. Noch traute sie sich nicht, die Tür zu öffnen. Sie rechnete mit dem Schlimmsten, aber es gab keine andere Chance.

Durch die Fenster konnte sie nicht. Sie waren zu schmal. Zudem hatte sie sich nicht getraut, einmal hindurchzuschauen.

Blieb nur diese Möglichkeit.

Die Angeln waren gut geölt, so daß die Tür keinerlei Geräusche verursachte, als Pretty sie auf zog.

Vor ihr lag der Niedergang. Sie sah die hellgestrichenen Stufen, die

zum Oberdeck führten. Letzte Sonnenstrahlen fielen auf das Metall. Bald würde der Lichtball verschwunden sein.

Aber sie sah noch mehr.

Links von ihr, ungefähr in der Höhe der dritten Stufe, tropfte etwas auf den Handlauf.

Es war eine dunkle Flüssigkeit, und Pretty glaubte sogar, einen süßlichen Geruch wahrzunehmen.

Das war Blut!

Fast hätte sie geschrien. Gerade noch rechtzeitig hielt sie sich selbst den Mund zu und erstickte somit ihren Schrei. Nein, das war unmöglich.

Pretty flog am gesamten Körper. Sie mußte einen Ekel überwinden, um weitergehen zu können. Jetzt erst merkte sie, wie heiß das Metall noch war. Das Mädchen biß die Zähne zusammen, duckte sich und schritt weiter.

In dieser Haltung konnte sie vom oberen Deck aus nicht so schnell gesehen werden.

Pretty schlich auf allen vieren weiter.

Als sie die zweitletzte Stufe vor sich sah, bemerkte sie den Schatten, der sie berührte.

Pretty erstarrte.

Sie wagte nicht einmal zu atmen, ihr Herz trommelte schneller, und das Blut stieg in ihren Kopf.

Dann hörte sie das Lachen und eine weibliche Stimme. »Ja, wen haben wir denn da?«

Ein Schauer rann über Prettys Rücken, gleichzeitig wurde die Angst etwas verdrängt, denn kein Mann, sondern eine Frau hatte gesprochen.

Das Girl ahnte nicht, wen es vor sich hatte, bekam es aber zu sehen, als es den Kopf hob.

Vor ihr stand Lupina!

Ein Monster. Eine Mischung aus Frau und Bestie. So etwas hatte Pretty noch nie in ihrem Leben gesehen. Sie hatte auch nie gedacht, daß diese Wesen existierten, und sie brachte keinen Laut hervor, denn vor Schreck war sie wie erstarrt.

Lupina öffnete den Mund. Jetzt erst wurden ihre kräftigen Zähne sichtbar, die sich bei einer völligen Verwandlung zum Wolf noch verstärkten. »Komm her«, sagte sie.

Das Girl schluchzte auf.

Sie kroch die letzten Stufen hoch, sagte Unverständliches in ihrer Angst, fühlte die Hand auf der Schulter, zuckte zusammen und schaute noch einmal hoch.

Nein, das durfte nicht wahr sein.

Da stand kein Monster mehr, sondern eine blonde Frau, und sie trug keinen Faden am Leibe.

Der Wind spielte mit dem blonden Haar. Die Figur der Frau war ausgezeichnet, zeigte Traummaße, und Pretty schrieb all den vorherigen Schrecken ihrer überreizten Fantasie zu.

»Was hast du?« fragte Lupina. Ihre Stimme klang einschmeichelnd und beruhigend. »Steh doch auf.«

»Ja, ja, natürlich. Ich dachte nur, ich...«

»Deine Nerven sind nicht die besten, mein Kind.«

»Das wird es wohl sein.«

»Komm!«

Pretty Benson fühlte die Hand der anderen auf der ihren, und sie ließ sich willig hochziehen.

Sie schaute sich um. Forschend glitt ihr Blick über das leere Deck. Von den anderen Tauchern keine Spur. Sie sah allerdings auch das zweite Schiff, das mit der Flying Star durch zwei Taue verbunden war. Beide Schiffe wogten in der langen Dünung auf und nieder.

Pretty verstand überhaupt nichts. Sie fror, weil der Wind über ihren fast nackten Körper strich. »Sind Sie allein?« fragte sie.

»Ja.«

»Aber wo sind die anderen?«

»Welche?«

Die Blonde stellte die Frage mit einer solchen Naivität, daß Pretty nur schlucken konnte. »Die Männer, meine ich.«

Da lächelte die Blonde. »Welche Männer?«

»Aber ich habe doch Schüsse gehört.«

»Nein.«

Pretty stöhnte und stampfte mit dem Fuß auf. Sie hatte das Gefühl, zum Narren gehalten zu werden. »Es müssen einfach Männer dagewesen sein. Auch meine Freunde, ich habe mir das doch nicht alles eingebildet.«

»Doch.« Lupina legte ihren Arm um Prettys Schultern.

»Komm, laß uns gehen, meine Kleine.«

»Wohin?«

»In die andere Kabine.« Sie streichelte Prettys Rücken. Das Girl fühlte die langen Nägel auf seiner Haut und hatte das Gefühl, von kleinen Messern berührt zu werden.

Ihre Fluchtchancen hatte sie sich aus dem Kopf geschlagen. Sie kam gegen die Blonde nicht an, das spürte sie sofort. Dann mußte sie eben mitmachen, auch wenn sie nicht wußte, in welch ein tödliches Spiel sie da hineingerissen wurde.

»Wo führen Sie mich hin?« fragte sie mit zitteriger Stimme. »Es gibt doch hier noch eine zweite Kabine?«

»Ja.«

»Dort machen wir es uns gemütlich.«

»Wieso?«

»Stell jetzt keine Fragen mehr, sondern laß dich einfach überraschen, meine Liebe. Ich heiße übrigens Lupina.«

»Pretty Benson.« Sie sagte automatisch ihren Namen, obwohl sie es gar nicht wollte und sich ihre Gedanken um die Männer drehten, von

denen sie noch immer keine Spur entdeckt hatte.

Die zweite Kabine, sie war wesentlich kleiner als die erste, lag näher an der Bugseite des Bootes. Man konnte sie auch vom Deck erreichen und brauchte nicht erst einen Niedergang hinunterzugehen.

Pretty Benson fürchtete sich plötzlich. Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie, »ich will nicht...«

»Bleibt dir eine andere Wahl?« Lupinas Stimme klang lauernd, und sie hatte tatsächlich die Wahrheit ausgesprochen.

»Kaum!« erwiderte Pretty. Sie senkte den Kopf, tat, als würde sie sich in ihr Schicksal ergeben. Sie hob die schmalen Schultern und ging weiter.

Noch drei Schritte waren es bis zur Tür, als Pretty ihre letzte Chance wahrnahm und handelte. Bevor Lupina reagieren konnte, hatte sie die Hand abgeschüttelt, jagte mit zwei langen Sprüngen auf die Reling zu und hechtete elegant über sie hinweg ins Wasser. Wie ein Pfeil stieß sie in das türkisfarbene Naß, das sofort über sie zusammenschlug. Unter Wasser schwamm sie weiter, tauchte tiefer und wollte weg von den beiden Booten.

Pretty war ein Kind der Karibik. Ein Schwimmtalent.

Ihre Bewegungen waren geschmeidig, sie glichen denen eines Fisches, als sie sich so lange unter Wasser weiterbewegte, bis ihre Lungen zu platzen drohten.

Dann erst tauchte sie auf.

Ihr Kopf schoß hoch. Das Wasser lief aus den langen Haaren, strömte über ihr Gesicht, so daß Pretty Benson nichts sehen konnte. Dafür aber hören.

Sie kannte die Geräusche, die entstanden, wenn eine Maschinenpistole abgefeuert wurde.

Das häßliche Tack-tack wurde zu einer hämmernden Melodie. Sofort tauchte Pretty unter, stieß in die Tiefe vor und hörte noch die letzten peitschenden Einschläge der Kugeln, doch getroffen wurde

sie zum Glück nicht.

Pretty Benson schwamm verzweifelt weiter. Ihre Arme arbeiteten wie die Flügel einer Windmühle, die das Wasser teilten. Auch die Beine bewegten sich im gleichen Rhythmus.

Die Panik gab Pretty die doppelte Kraft und trieb sie voran.

Als sie zum zweitenmal auftauchte, hörte sie keine Schüsse mehr. Der oder die Mörder hatten es aufgegeben. Pretty riskierte einen Blick über ihre Schulter. Schon weit lagen die beiden Boote zurück. Nein, die hatten kein Interesse mehr an ihr. Sie rechneten damit, daß die einzige Zeugin des Überfalls ertrinken würde.

Und Pretty schwamm. Nicht mehr so hastig wie zuvor, sondern langsamer, kräftesparender. Sie richtete sich nach dem wie in Flammen stehenden Himmel und wußte genau, wohin sie zu schwimmen hatte, wenn sie die Küste erreichen wollte.

Zumeist spülten die Wellen über ihr Gesicht, doch wenn sie sich von der langen Meeresdüne hochtragen ließ und auch ihren Kopf hob, dann sah sie vor sich eine unendliche Fläche, die grünblau wogte und mit weißen, spitzen Hauben besetzt war.

Land jedenfalls war nicht in Sicht. Nicht für Pretty Benson, die noch meilenweit von der Küste entfernt war.

Das Girl schwamm weiter. Immer wieder hallten ihr die Schüsse in den Ohren nach, sah sie die blonde unbekleidete Frau, und sie wurde vom Grauen geschüttelt. Gleichzeitig wirkten die Eindrücke auch wie ein Motor, der ihr Kraft spendete, um weiterzumachen.

Eine Uhr trug sie nicht. Deshalb wußte sie auch nicht, wie viel Zeit vergangen war. Die Küste jedenfalls sah sie nicht.

Auch die Schiffe nicht mehr. Sie befand sich jetzt zwischen ihnen und dem rettenden Land.

Pretty wußte nicht, wie oft sie schon den Kopf gehoben hatte, als sie etwas anderes sah.

Einen zweiten Schwimmer!

Plötzlich schlug ihr Herz rasend schnell. Der andere Schwimmer besaß einen feuerroten Haarschopf, wie ihn eigentlich nur ein Mann hatte, den sie kannte.

O'Brien!

Pretty schrie, schluckte Wasser, spie es wieder aus und winkte. Solange, bis O'Brien aufmerksam wurde.

Sie schwammen aufeinander zu. Dabei wußte Pretty Benson nicht, daß O'Brien von Vampiro-del-mar zu einem Blutsauger gemacht worden war...

Jo Barracuda, der dunkelhäutige G-man, war wirklich ein Allround-Talent. Er beherrschte nicht nur seinen Job, sondern konnte auch mit einem Polizeikreuzer der Coast Guard umgehen. Das gehörte wohl zu den Pflichten eines FBI-Agenten.

Wir hatten den Hafen verlassen und fanden an Bord alles, was zu einer kleinen, vielleicht auch längeren Seereise nötig war. Trinkwasser, Verpflegung, gute Nachtbläser, schützende Regenumhänge und Taucherausrüstungen.

Natürlich auch Waffen. Wir hatten sie überprüft. Sie waren alle okay. Ich jedoch verließ mich nicht so sehr auf Maschinenpistolen, Schnellfeuergewehre oder Revolver. Ich hatte da meine eigenen Waffen, die Bill und Suko ebenso gut einsetzen konnten wie ich. Mit Jo Barracuda hatte ich ebenfalls über Waffen gesprochen, er aber schüttelte nur den Kopf und wollte vorerst von unseren Dingen nichts wissen.

Bei mir trug ich nur das Kreuz, die Beretta und den Dolch. Die anderen Dinge lagen griffbereit, auch die Gnostische Gemme, die bei Vampiro-del-mar nur eine geringe Wirkung gezeigt hatte, die sich vielleicht noch verstärken konnte.

Mal sehen.

Ich verließ die Brücke, denn ich wußte die Führung des Schiffes

bei Bill Conolly und Jo Barracuda in guten Händen. Suko hockte am Heck. Er schaute mir entgegen und rückte dann zur Seite, als ich neben ihm Platz nahm. Wie auch ich trug er ebenfalls ein Glas, durch das er schaute, wenn er hin und wieder das Meer nach einem verdächtigen Schiff absuchte. Da war nichts.

In der Ferne, direkt vor der Kimm, sahen wir zwei Schiffe, die schon jetzt, obwohl die Dunkelheit noch nicht völlig hereingebrochen war, festlich beleuchtet waren. Das waren Yachten, die sich auf einer Kreuzfahrt befanden.

»Harmlos«, meinte Suko und ließ das Glas sinken.

Ich nickte.

Der kühle Wind tat gut. Ich schloß die Augen, ließ mich umfächern und ruhte mich ein wenig aus. Minutenlang hatte ich das Gefühl, auf einer Wolke dahinzuschweben, nur hin und wieder von aufspritzenden Gischtropfen getroffen.

»Was meinst du, John, was Dr. Tod so alles vorhat?« Sukos Stimme unterbrach meine Gedanken.

»Keine Ahnung, ehrlich.«

»Hör auf.«

Ich öffnete die Augen. Der Chinese blickte mich an. Er grinste. »Du bist überhaupt nicht bei der Sache.«

»Stimmt, mein Lieber. Für einen Moment habe ich tatsächlich vergessen, warum ich eigentlich hier bin. Mensch, ich möchte einmal Ruhe haben und vier Wochen Urlaub machen. Aufs Meer hinausfahren, entspannen, ausspannen, vielleicht mit einem hübschen Girl...«

»Glenda oder Jane?«

»Beide wären gar nicht schlecht«, erwiderte ich grinsend.

»Die würden dir doch die Augen auskratzen. Ich an deiner Stelle hielte mich da zurück.«

»Dann eben ohne.«

»Ja, das wäre was«, stimmte mir der Chineser zu und wechselte blitzschnell das Thema. »Bist du eigentlich müde, großer Geisterjäger?«

»Hin und wieder.«

»Du wirst alt.«

»Das wird jeder mal. Wer nicht alt werden will, der muß sich jung aufhängen.«

»Oder sich mit Dämonen herumschlagen.«

»Stimmt auch wieder.« Dabei mußte ich an die Unschuldigen denken, die im Kampf gegen die Mächte der Finsternis ihr Leben verloren hatten.

Ob Männer oder Frauen, die andere Seite machte da keine Unterschiede. Und es waren auch Freunde von uns dabei gewesen.

Nicht zuletzt Karin Mallmann, die Frau des deutschen Kommissars.

Ich schaute zurück.

Mit bloßem Auge war die Küste schon nicht mehr zu erkennen. Wenn ich das Glas nahm, sah ich einen dunstigen grauen Streifen fern am Horizont.

Das Meer lag ruhig. Irgendwie war die lange Dünung wie Balsam für meine Nerven. Meinetwegen hätte die Fahrt nicht zu Ende gehen brauchen, aber Träume sind Schäume, und so widmete ich mich wieder den Realitäten.

»Schon was zu sehen?« fragte ich Suko, als dieser mit seinem Glas die Gegend absuchte.

»Nein.«

Wir hatten eine Beschreibung des Schiffes, das von Dr. Tod gemietet worden war. Jo hatte es geschafft, die Details zu kriegen. Als der Verleiher den FBI-Stern sah, wurde er weich.

Die Sonne war versunken. Ein paar letzte Strahlen fielen waagerecht über die Wasserfläche. Im Hintergrund lauerte schon die Dunkelheit, die sich wie ein riesiges Raubtier näher und näher

schieben würde, bis sie alles bedeckte.

Bill Conolly kam.

Er platzte fast vor Tatendrang. Das Weiß der Kleidung hob sich deutlich von seiner sonnenbraunen Haut ab. Bill hatte Zeit genug, zu Hause im Garten zu liegen und sich von seiner Frau Sheila pflegen zu lassen.

»Und?« fragte ich.

»Nichts, John. Wir haben das Meer von oben nach unten und von links nach rechts abgesucht.«

Ich nahm jetzt das Glas und suchte die Wasserfläche ab. Immer weiter strich mein Blick über die unruhige, langsam dunkler werdende Fläche.

Da meldete sich Suko. »Beidrehen, ich habe etwas gesehen!«

Wenn der Chinese das sagte, dann stimmte es, denn Suko hatte die besten Augen von uns allen. Damit unser Steuermann auch verstand, lief ich hoch zur Brücke und gab ihm Bescheid.

»Was ist denn los?« fragte Jo und ging auf halbe Kraft.

»Keine Ahnung, ich werde Suko fragen.«

Bill Conolly stand schon neben dem Chinesen. Ich gesellte mich zu den beiden. Suko deutete aufs Meer, während er mit einer Hand weiterhin das Glas festhielt.

Auch ich schaute durch die Linsen und erkannte tatsächlich einen roten Haarschopf.

Da trieb ein Mensch.

Aber nicht nur einer, sondern zwei. Den langen Haaren nach zu urteilen, war es eine Frau. Um sie herum gischte das Wasser auf. Fast erschien es mir, als würden die beiden kämpfen.

Sie taten es wirklich.

Ich rannte wieder zur Brücke. Dort schaute Jo ebenfalls durch das Glas.

Tiefe Kerben hatten sich um seine Mundwinkel gebildet. Er wußte

selbst, was er zu tun hatte, und gab Stoff.

Wieder begann ein Wettlauf gegen die Zeit.

Ich hörte einen Schrei und wußte, daß es höchste Eisenbahn war. Jo Barracuda hatte fantastisch reagiert. Er hatte nicht in voller Fahrt auf die beiden Menschen zugehalten, sondern nur mit halber Kraft. Und er hatte rechtzeitig genug beigesteuert, so daß er den im Wasser befindlichen Personen die Steuerbordseite zuwandte und ich über die Reling hechten konnte.

Bill und Suko hätten es natürlich auch getan, ich aber hatte mich durchgesetzt.

Bill hielt bereits einen der Rettungsringe in der Hand. In langsamer Fahrt glitt das Boot seitlich an das Mädchen und den rothaarigen Mann heran.

Beide kämpften jetzt unter Wasser, und ich stieß mich ab. Ich hechtete dem Meeresspiegel entgegen und kam dabei schlecht auf, denn ich stieß nicht zuerst mit den ausgestreckten Armen in das Wasser, sondern klatschte mit dem Bauch auf die Wellen. Das kam daher, weil das Boot leider noch Fahrt und mein Körper ebenfalls die Geschwindigkeit angenommen hatte.

Ich schwamm auf die beiden zu und riß unter Wasser meine Augen auf, um sehen zu können.

Der rothaarige Mann wollte das Girl tatsächlich erwürgen. Und das, wo kein Land in Sicht war, sondern mitten auf dem Meer. So etwas war mir auch noch nicht passiert. Und er war auch nahe daran, es zu schaffen, denn die Widerstandskraft des Girls war erlahmt. Es hing kraftlos im Griff des Rothaarigen.

Dann war ich da. Meine Hände packten die Haare des Kerls, ich riß ihn hoch und drückte ihn zur Seite, weg von seinem Opfer. Er drehte sich unter Wasser, zog die Beine an, und für einen winzigen Moment sah ich sein Gesicht mit dem offenen Mund.

Mich traf der Schreck.

Der Kerl war ein Vampir!

Ein widerlicher Blutsauger. Jetzt wußte ich auch, warum er das Mädchen attackiert hatte und es ihm nichts ausmachte, daß rings herum nur Wasser war. Er konnte nicht mehr ertrinken. Er war schon tot und führte nur noch ein höllisches Dasein. Seine organischen Funktionen waren eingestellt.

Verdammt...

Ich mußte ihn loslassen, denn jetzt ging es um das Mädchen. War es vielleicht schon gebissen worden?

Ich glitt in die Tiefe, wo das Girl langsam absackte, tauchte unter die schwarzhaarige Schöne, fing sie ab und schaffte sie wieder an die Oberfläche.

Aber der Vampir dachte nicht daran, aufzugeben. Er wollte ebenfalls sein Opfer, sein Blutdurst mußte gestillt werden, und er schwamm seitlich auf uns zu, um uns den Weg abzuschneiden. Gerade rechtzeitig tauchte ich auf.

»Nimm einer das Mädchen!« schrie ich und sah durch den Wasserschleier vor meinen Augen nicht wer sich um die Kleine kümmerte. Auf jeden Fall flog der Ring auf das Girl zu, und es sprang auch jemand ins Wasser.

Dann spürte ich die Hände des Vampirs. Seine Arme umschlangen mich in Hüfthöhe wie die Tentakel eines Kraken. Ich wurde herumgerissen und unter Wasser gedrückt. Es war mir allerdings genügend Zeit geblieben, um Luft zu holen.

Jetzt begann der Kampf!

Ich kam zwar an meine Beretta heran, aber die nützte mir im Moment nichts, weil ich unter Wasser damit nicht schießen konnte. Wichtiger war der Dolch. Allerdings steckte der in der Scheide, die wiederum am Gürtel befestigt war, und in der Höhe spürte ich die klammernden Arme des Blutsaugers.

Meine Hände packten seinen Kopf und bogen ihn zurück. Dadurch

sah ich auch einen Teil des Halses und registrierte die ausgeblutete klaffende Wunde.

Ich schüttelte mich.

Die Augen des Blutsaugers waren verdreht, der Mund stand offen, deutlich sah ich die Zähne. Ich drückte meinen Handballen gegen sein Kinn und preßte es zurück.

Dabei mußte ich mich beeilen, denn mein Luftvorrat reichte nicht ewig.

Der Vampir stemmte sich dagegen. Seine Kräfte waren wirklich enorm.

Es gelang mir nicht, die Umklammerung zu lösen.

Intervallweise stieß ich die Luft aus. Ich merkte schon, wie meine Herzschläge ihren Widerhall in meinem Kopf fanden, ein Zeichen, daß der Luftmangel zunahm.

Es gab noch eine Möglichkeit für mich. Während der Vampir mich weiter in die Tiefe drückte, holte ich mein Kreuz hervor, ließ aber die Kette um meinen Hals. Das Wasser drückte das Kreuz hoch, so daß es im rechten Winkel zu meinem Hals stand, ich es aber dennoch packen konnte.

Der Vampir bemerkte im letzten Moment, daß ich ihn überlistet hatte. Er ließ mich los, doch für ihn war es schon zu spät.

Das geweihte Kruzifix traf ihn mitten im Gesicht.

Es war eine tödliche Berührung. Der Blutsauger bäumte sich noch einmal auf, dann jedoch wurden seine Bewegungen langsamer und erstarben schließlich völlig.

Der Vampir glitt in die Tiefe. Als letzten Eindruck bekam ich noch mit, wie sein Gesicht zerfiel und die blanken Knochen durch die Haut schimmerten, dann entschwand er meinen Blicken.

Ich tauchte auf.

Endlich Luft. Ich saugte sie tief in meine Lungen, hustete und spie Wasser aus, das mir in den Mund gedrungen war.

Etwa fünfzig Yards weiter sah ich das Schiff, wie es in der langen Dünung auf und ab tanzte.

Ein zweiter Ring flog auf mich zu und klatschte vor mir ins Wasser. Ich bekam den Ring zu packen, Suko zog mich heran, und über eine Leiter kletterte ich an Bord, wo ich mich tropfnaß niederließ. Bill war ebenfalls naß, er hatte das Girl aus dem Teich gefischt.

»Und?« fragte er.

Ich atmete ein paarmal tief durch und nickte dann. »Ein Vampir!« keuchte ich. »Ich habe einen Vampir erledigt!«

»Was?«

»Ja, verdammt, es war ein Blutsauger, der das Mädchen aussaugen wollte.«

»Wie ist das möglich?«

Ich hob die Schultern. »Frag mich was Leichteres. Vielleicht wird uns die Kleine mehr sagen können, wenn sie dazu in der Lage ist.«

»Klar.«

Suko kümmerte sich um die Gerettete. Er hatte sie auf eine Luftmatratze gelegt und führte Wiederbelebungsversuche durch, während Jo Barracuda neben ihm stand und zuschaute.

Wir gesellten uns zu ihnen.

Das braunhäutige Girl war wirklich eine Schönheit. In ihrem gazellenhaften Körper steckte sehr viel Kraft, das war zu sehen, sonst hätte sie es auch sicherlich nicht geschafft. Ihre Augen waren geöffnet, auch jetzt noch las ich die gewaltige Angst darin, die das Girl empfunden haben mußte, als es diesem grauenhaften Geschöpf unter Wasser begegnet war. Bißstellen entdeckte ich nicht.

Ich lächelte sie an. »Geht's wieder?« fragte ich.

Sie spie noch Wasser aus. Neben ihr hatte sich auf dem Deck eine Lache gebildet. »Haben Sie mich gerettet?« Ihre Stimme war kaum zu verstehen.

»Meine Freunde und ich.«

»Und ich bin in Sicherheit?«

»Natürlich.«

»O Gott.« Sie begann zu weinen.

Ich nickte Suko zu, und der Chinese verstand das Zeichen. Er faßte das Girl unter und hob es hoch. Unter Deck setzten wir es auf die gepolsterte Bank in einer Kabine, und Jo Barracuda holte eine Decke, die er über den nassen Körper breitete. Das Girl fror. Die Zähne klapperten aufeinander.

Sie bekam etwas Warmes zu trinken. Wir erfuhren auch ihren Namen.

Sie hieß Pretty Benson.

Obwohl uns die Fragen wirklich auf den Nägeln brannten, da Pretty für mich eine Schlüsselfigur in dem höllischen Spiel war, ließen wir sie so lange in Ruhe, bis sie sich einigermaßen gefangen hatte. Erst als ich sicher sein konnte, daß sie in der Lage war, uns einen zusammenhängenden Bericht zu geben, stellte ich die Fragen. Sie antwortete auch und gab uns eine Erzählung, die all den Schrecken und das Grauen in sich barg, die sie erlebt hatte. Wir erfuhren vom Überfall auf das Boot, von dieser Person, die halb Mensch, halb Bestie war, und ich dachte sofort an Lupina.

Eins jedenfalls stand fest. Wir waren auf der richtigen Spur, die uns zu Dr. Tod und der verdammten Mordliga führte.

»Wir müssen fliehen«, sagte sie. »Die—die kennen keine Gnade. Wirklich...«

Ich beruhigte sie. »Erst einmal ruhen Sie sich aus, Pretty, dann werden wir weitersehen.«

»Aber wollen Sie denn...?«

»Ja, wir sind extra wegen dieser Bande unterwegs. Wir werden sie stellen, das verspreche ich Ihnen...«

Sie hatten das eroberte Schiff geflutet!

Jetzt standen Dr. Tod und die Mitglieder seiner Mordliga auf dem Deck ihrer Yacht und schauten zu, wie das Wasser in das andere Schiff drang, sich der Leib langsam damit füllte und es immer tiefer sank. Strudel bildeten sich, die wie langgezogene Trichter wirkten, um dann schmatzend und saugend zusammenzulaufen.

Finster starrte Dr. Tod auf das sinkende Schiff. Es paßte ihm nicht, daß dieses Mädchen entkommen war. Sie hatten es Lupina überlassen wollen, niemand konnte zuvor ahnen, das dieses Girl es tatsächlich schaffte, noch zu fliehen. Dabei hatte die Kleine einen so ängstlichen Eindruck gemacht.

Noch einmal ein letztes Aufbäumen des Schiffskörpers, dann war das Boot verschwunden. Blasen stiegen an die Oberfläche, um mit satten Geräuschen zu zerplatzen.

Ruhig lag die Wasserfläche vor ihnen.

Die Dämmerung nahm immer stärker zu. Sie veränderte die Farbe des Wasser, so daß sie jetzt wie ein grauer Teppich wirkte, auf dem hin und wieder einige weiße Schaumkronen tanzten.

Kein anderes Schiff befand sich in der Nähe. Dr. Tod hielt vergeblich nach fremden Positionslampen Ausschau. Auch er würde sich hüten, Lichter zu setzen. Niemand sollte sie bei der Arbeit beobachten. Neben ihm stand Lady X. Mr. Mondo hielt sich weiterhin auf der Brücke auf.

Tokata, Vampiro-del-mar und Lupina hatten sich auf dem Deck verteilt.

Lupina hielt sich zurück. Sie wußte am besten, welch einen Fehler sie gemacht hatte. Vorerst war ihr Ansehen innerhalb der Mordliga stark gesunken.

»Wann fängst du an?« fragte Lady X.

»Jetzt«, erwiderte Dr. Tod. Er wandte sich ab und verschwand unter Deck. Dort befand sich ein Gegenstand, der für ihn eine große Bedeutung hatte.

Der Würfel des Unheils!

Es war ein völlig normaler, weißblau schimmernder Würfel, dem man nicht ansah, welche Magie in ihm steckte. Mit Hilfe dieses Würfels konnte Dr. Tod den gefährlichen Nebel erzeugen, der bereits soviel Unheil angerichtet hatte. Er konnte aber auch mit anderen Dämonen in fernen Reichen Kontakt aufnehmen, in andere Dimensionen und Zeitebenen vordringen oder das Böse locken. In der Hand eines Mannes wie Dr. Tod war er zu einem tödlichen Werkzeug geworden, denn dieser Würfel hatte auch die gegenteiligen Eigenschaften. War der Besitzer ein Mensch, der gegen die Hölle kämpfte, so fand er in dem Würfel eine große Hilfe. Wie gesagt, er war manipulierbar, und Dr. Tod manipulierte ihn zum Bösen hin.

Dann besaß er noch den silbernen Bumerang. Eine ebenfalls sehr wertvolle Waffe. Auch prall mit Magie gefüllt. Allerdings mit weißer. Er hatte sie John Sinclair, dem Intimfeind der Mordliga, abgenommen, nachdem der Bumerang Tokata den linken Arm abgeschlagen hatte. Dr. Tod, der Menschdämon, konnte diese Waffe anfassen, was im Gegensatz dazu den Schwarzblütern nicht möglich war.

Sie hüteten sich, ihn auch nur zu berühren, er würde sofort seine weißmagische Kraft entfalten.

Solo Morasso erschien wieder auf Deck. Den Würfel hielt er mit beiden Händen umfaßt. Von Westen her fiel der erste kühle Wind über das Wasser. Er bewegte auch die Wellen stärker, die kraftvoll gegen die Bordwände des Kahns hieben.

»Haltet euch bereit«, sagte Dr. Tod. »Es ist soweit.«

Die anderen nickten.

Morasso trat vor und blieb am Heck des Bootes stehen. Die anderen bauten sich hinter ihm in einer Reihe auf.

Jeder war gespannt, und jeder wußte, was in den nächsten Minuten folgen würde. Lange genug hatten sie gewartet, jetzt standen sie dicht

vor dem Ziel.

Die Vampir-Flotte sollte aus den unheimlichen Tiefen des Meeres wieder an die Oberfläche gelangen, um das fortzuführen, womit sie damals eine so traurige Berühmtheit erlangt hatte.

Solo Morasso konzentrierte sich. Er schaute auf den Würfel. Seine Gedanken versuchten, diesen Gegenstand zu aktivieren und seine Magie herauszufordern.

Es gelang.

Morasso merkte, wie sich der Würfel erwärmte, wie in seinem Innern etwas geschah, für das er keinerlei Erklärung hatte. Ihm kam es vor, als hielte er einen Topf mit siedendem Wasser zwischen den Handflächen.

Der Würfel vibrierte, machte sich selbständig, und Dr. Tod mußte ihn loslassen, weil die Schwingungen zu stark wurden.

Der Würfel schwebte in der Luft.

Etwa einen Yard über dem Boden rotierte er und wurde zu einem wirbelnden Schemen, der sich immer schneller um die eigene Achse drehte und plötzlich einen dünnen, weißen Nebel produzierte, der sich nach unten bog und über die Bordwand hinweg Kurs auf die Meeresoberfläche nahm.

Er tauchte ein.

Jeder wußte, was jetzt geschah. Selbstständig würde sich der Nebel den Weg zu seinem Ziel suchen und es in der Tiefe des Meeres aktivieren.

Immer dichter und konzentrierter wurde er. Kaum hatte er die Oberfläche durchdrungen, als er sich auch schon unter Wasser ausbreitete und einen regelrechten Teppich bildete.

Der Teppich sank tiefer. Und er würde genau den Bereich erfassen, der so ungeheuer wertvoll und wichtig für Dr. Tod und die Mordliga war.

Dann war er verschwunden.

Dr. Tod trat zurück und stellte den Würfel weg. Er sah aus wie immer und war auch erkaltet. Nichts deutete mehr darauf hin, welche Kraft in ihm steckte.

Lady X fragte: »Wird es klappen?«

Morasso nickte. »Was sollte dagegen sprechen?«

Die Frau lächelte kalt.

»Stimmt, eigentlich nichts.« Sie fuhr mit ihrer Zunge über die Lippen.

»Und dann?«

»Werden wir noch in dieser Nacht weitersegeln und mit der Invasion beginnen.«

»Es bleibt bei den Everglades?«

»Ja.«

Dr. Tod war sehr einsilbig. An sich nichts Neues bei ihm, doch zu diesem Zeitpunkt sagte er noch weniger als sonst. Die Spannung hatte auch ihn gepackt, denn nun mußte es sich herausstellen, ob Vampirodel-mar recht behalten hatte.

Dr. Tod wollte die Vampire sehen, die den Anfang einer Invasion der Blutsauger machen würden.

Da die Dunkelheit immer mehr fortschritt, konnten sie genau den Weg des hellen Teppichs verfolgen. Er schimmerte aus der Tiefe zu ihnen hoch und mußte schon fast das Korallengebirge erreicht haben, wo auch das Schiff lag.

Mr. Mondo stand auf der Brücke. Er hatte von dort aus die bessere Übersicht.

Er war es auch, der den ersten Erfolg meldete.

»Achtung!« rief er.

Sofort begaben sich sämtliche Mitglieder der Mordliga an die Reling und schauten auf die Wasserfläche.

Ja, sie war wieder heller geworden. Ein Zeichen dafür, daß der weiße Nebelteppich der Oberfläche entgegenstieg. Und innerhalb

des Teppichs breitete sich ein Schemen aus, der grau schimmerte.

Das Schiff?

Noch waren die Ausmaße nicht genau zu erkennen, doch wenige Sekunden später, als der Teppich tatsächlich so weit gestiegen war, daß man das Gefühl haben konnte, ihn mit der Hand zu greifen, zeichneten sich deutlich die Konturen des Schiffes ab.

Geschafft!

Ein triumphierendes, aber auch böses Lächeln umspielte die Lippen Solo Morassos.

So und nicht anders mußte es sein. Sein Plan war haargenau aufgegangen.

Er rieb sich die Hände. Wieder hatte die Hölle einen Sieg errungen, und diesmal befand sich niemand in der Nähe, der ihre Aktivitäten stören konnte.

Jeder war erregt.

Der eine zeigte es mehr, der andere weniger.

Die sonst so kaltblütige Pamela Scott konnte sich nicht mehr zurückhalten. Sie umfaßte Dr. Todds Arm und krallte ihre Fingernägel in sein Fleisch.

»Der Sieg«, flüsterte sie. »Der Sieg ist nah.«

Da konnte Solo Morasso nur zustimmen.

Masten, Aufbauten, Segel, das alles zeichnete sich schon deutlich vom Deck des Schiffes ab. Eingehüllt in den magischen Nebel schwebte das Schiff hoher und höher.

Zuerst durchbrachen die Mastspitzen die Wasseroberfläche. Sogar der Ausguck war noch vorhanden. Ein makabrer Anblick bot sich den Mitgliedern der Mordliga, wie das Schiff höher und höher stieg und das Wasser an den Aufbauten und Balustraden herabströmte, um sich wieder mit dem Meer zu vereinigen.

Das Geisterschiff war erschienen.

Wie ein Schleier umhüllte es der Nebel. Er lag jetzt nicht mehr

still, sondern befand sich in langsamer Bewegung. Dort quoll, quirlte und wirbelte es. Die langen Fahnen tanzten über das Deck. Sie wurden zu schleierähnlichen Gebilden, die der Wind über die Decks trieb, so daß sie in jeden Winkel des Schiffs dringen konnten.

Dann lag es auf dem Wasser.

Drei Segelmasten mit zerfetztem Tuch. Mehrere Decks. Die Bordwand ragte hoch über das Schiff hinaus, auf dem Dr. Tod und die Mitglieder der Mordliga warteten.

Noch rührte sich nichts auf dem Geisterschiff. Alles lag in tödlicher, lauernder Ruhe.

Dr. Tod nickte zufrieden, dann wandte er sich um. »Wo ist El Sargossa?« fragte er.

Vampiro-del-mar fühlte sich angesprochen. »Ich werde nachsehen«, erwiderte er mit seiner dumpfen Stimme.

»Dann tu das!«

Vampiro-del-mar kam dem Befehl sofort nach. Er lief über das Deck der Yacht und schleuderte ein Tau hoch, das sich an der Brüstung des Vampir-Schiffes verding.

Wie eine Katze kletterte der Supervampir an dem Tau hoch und schwang sich auf das andere Schiff.

»Ich komme mit!« hörte er Dr. Tods Stimme.

Vampiro-del-mar drehte sich um. Dr. Tod hatte einen Enterhaken genommen und schleuderte ihn hoch. Der Haken war mit einem Tau verbunden. An der Reling wurde er festgeklemmt.

Dann kletterte Dr. Tod auf einem ähnlichen Weg hoch wie auch Vampiro-del-mar.

Der Supervampir erwartete ihn schon.

Beide sahen sich auf dem Deck um. Erst jetzt registrierten sie die Ausmaße. Es war gewaltig. Auf dem Achterdeck der große Ruderstand, die Niedergänge auf dem Vorderdeck, die Geschütze auf dem Zwischendeck, die Mannschaftskojen, die Räume der Offiziere.

Aber keine Vampire.

Nachdem sie das Schiff durchsucht hatten, blieb Dr. Tod auf dem Achterdeck stehen. »Wo sind sie?« fragte er.

»Ich weiß es nicht.«

»Du hast uns hier ein Märchen erzählt!« fuhr Solo Morasso den Vampir an.

»Nein!« knirschte Vampiro-del-mar. »Sie müssen da sein, verdammt!«

»Dann ruf sie!«

Der Supervampir nickte. Laut schrie er den Namen des Kapitäns.

»El Sargossa, zeig dich! Wo bist du? Ich warte auf dich. Ich, Vampiro-del-mar, Kaiser der Blutsauger!«

Die Stimme hallte über das gewaltige Deck. Ihr Schall verlor sich irgendwo im Nebel, doch von den Vampiren zeigte sich niemand. Sie blieben verschwunden.

Das Geisterschiff bewegte sich auf der hohen Dünung des Meeres. Die Masten schwankten. Irgendwo knarrte die mit Algen und Muscheln bewachsene Takelage, aber einen Erfolg hatte Vampiro-del-mar mit seinen Rufen nicht erzielt.

Und doch existierte die untote Besatzung.

Es war Lady X, die sie zuerst bemerkte. »He!« klang ihre Stimme auf.

»Da steigen welche aus dem Wasser!«

Augenblicklich schauten Solo Morasso und der Supervampir über die Reling.

Auch unter ihnen waberte der Nebel. Nicht klar war zu erkennen, was genau sich dort abspielte, aber beide sahen, daß sich Lady X nicht getäuscht hatte. Die Vampire verließen in der Tat das Meer. Und dies geschah auf eine grauenhafte, nahezu gespenstische Art und Weise.

Man hörte nur das Plätschern des Wassers, als die Invasion der

Untoten begann. Sie wußten zwar um ihr Schiff, aber enterten die Yacht, denn dort befanden sich Menschen.

Die Alptraum-Geschöpfe rochen das Blut...

Nicht El Sargossa war es, der den Anführer spielte. Der erste Vampir gehörte überhaupt nicht zur Besatzung. Es war der Taucher Montana, der sich den anderen angeschlossen hatte. Er umfaßte die Leiter und kletterte auf die Yacht.

Schaurig sah er aus. Seine Haut war durch das Wasser aufgedunsen und irgendwie weich. Sie erinnerte an Pudding, in den man Beulen hineindrücken konnte, ohne daß er eine andere Form annahm.

Und er sah Lady X.

Die Scott blickte ihm kalt entgegen. Zu oft schon hatte sie mit den Blutsaugern zu tun gehabt.

Sie fürchtete sich nicht vor ihnen. Ihr war es ziemlich egal, ob sie vor ihr standen oder nicht.

Aber Montana nicht.

Er sah nur die Frau. Und er ging auf sie zu. Die Arme vorgestreckt, die Finger zu Klauen gekrümmt.

Da wußte Lady Bescheid. Auch jetzt überstürzte sie nichts, nahm ihre Maschinenpistole und drosch dem Blutsauger den Lauf vor den Schädel.

Montana flog zurück.

»Der ist wahnsinnig«, sagte die ehemalige Terroristin und wandte sich an Tokata. »Mach ihn fertig.«

Der Samurai des Satans ging vor. Obwohl der Vampir nicht gerade klein war, wirkte er gegen Tokata wie ein Zwerg. Er ahnte auch, was dieses Monster mit ihm vorhatte, denn er duckte sich.

Tokata schlug zu.

Das Schwert zerschnitt pfeifend die Luft, und einen Augenblick später hatte Montana keinen Kopf mehr. Er rollte über Bord und

verschwand.

Der Torso folgte wenig später, von Tokata gestoßen.

Ein Vampir weniger.

»Es wird den anderen eine Lehre sein«, sagte Lady und schielte zu Dr. Tod hoch.

Seine Gestalt sah sie nur verschwommen im Nebel, aber sie erkannte, wie er den Arm hob, also hatte er ihren Befehl und Tokatas Tat gutgeheißen.

Der Samurai des Satans hatte sein Schwert nicht wieder weggesteckt.

Er wartete dort, wo die Vampire auftauchten und die Leiter zum Deck führte.

El Sargossa kletterte als erster an Bord. Er befand sich mit dem Kopf bereits in Deckhöhe, als Tokata ihm die Schneide des Schwerts an die Kehle setzte. Das kalte Metall berührte die lappige, gleichzeitig aufgedunsene Haut.

El Sargossa verharrte.

Obwohl er bis an die spitzen Dolchzähne bewaffnet war, wußte er doch, daß er hier seinen Gegner gefunden hatte. Und auch die anderen Vampire stiegen nicht weiter die Leiter hoch. Sie warteten, wobei sie träge im Wasser schwammen und ihre leblosen Körper von den Wellen auf und nieder bewegt wurden.

»El Sargossa!«

Diesmal brüllte Vampiro-del-mar noch lauter. Der untote Pirat mußte ihn hören. Er drehte das verwüstete Gesicht nach links. Tokata ließ ihn gewähren, denn er sollte den Supervampir anschauen. »Erkennst du mich, El Sargossa?«

»Ja.«

»Und wer bin ich?«

»Du bist Vampiro-del-mar, der Kaiser der Blutsauger. Du bist gekommen, um zu holen, was dir gehört.«

»Es stimmt. Ich bin der Kaiser. Und deshalb werdet ihr mir gehorchen. Und Dr. Tod, der neben mir steht und mächtiger ist als wir alle. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Wie entscheidest du dich?«

»Ich stehe zu dir, Vampiro-del-mar.«

»Das wollte ich hören. Dann sage den anderen, daß sie zu mir auf Deck kommen sollen, damit ich euch meine Befehle gebe.«

El Sargossa überlegte. Er schien einzusehen, daß er gegen die anderen nicht ankam, denn ihm war nicht entgangen, wie eiskalt dieser Dämon mit dem einen Arm reagierte.

Zudem war Vampiro-del-mar wirklich ihr Kaiser, und sie mußten ihm gehorchen.

»Ich komme!« rief er.

Diese Antwort war auch das Zeichen für Tokata, denn er trat zurück und steckte das Schwert weg.

El Sargossa kletterte die Leiter wieder hinunter und ließ sich ins Wasser fallen. Seine fünf Vasallen schufen Platz, damit er sich dorthin bewegen konnte, wo die Tauen von Schiff zu Schiff hingen. Als er sich unter dem ersten Tau befand, schnellte er hoch und bekam es zu fassen.

Langsam hangelte er sich weiter, bis er das Vampir-Schiff erreichte und an Deck kletterte, wo Dr. Tod und Vampiro-del-mar ihn bereits erwarteten.

Nacheinander kletterten die fünf Blutsauger an Deck und bauten sich hinter El Sargossa im Halbkreis auf.

Sie waren wirklich eine Meute des Schreckens.

Sämtliche sechs Vampire trugen die zerfetzte Kleidung, die sie bereits beim Untergang des Schiffes angehabt hatten. Und sie besaßen noch ihre Waffen.

Verrostete Degen, Schwerter, Entermesser, gefährliche Dolche und

krumme Messer. Hinzu kam, daß ihr Blutausch kaum zu zügeln war.

Noch fühlten sie sich leer und ausgebrannt, aber es würden ja andere Zeiten kommen, da waren sie sicher, denn jetzt stand Vampiro-del-mar auf ihrer Seite. Der Supervampir würde ihnen den Weg zeigen, den sie zu gehen hatten.

Dr. Tod schaute sich die »illustren« Gestalten an. Normale Menschen empfanden Ekel, Grauen und Abscheu vor diesen teilweise von Musketen zerfetzten Körpern, aber nicht ein Menschdämon wie Solo Morasso.

Für ihn waren die Blutsauger gerade die richtige Armee.

»Es wird genau das getan, was ich euch sage«, begann er seine Rede.

»Wer mir nicht gehorcht, wird sofort getötet. Ich hoffe, das ist klar. Ebenso werdet ihr Vampiro-del-mar gehorchen. Was er befiehlt, ist auch in meinem Sinne, denn er hat mir seine Existenz zu verdanken, ebenso wie ihr die eure ihm zu verdanken habt. Dieses Schiff wird sich bewegen, obwohl kein Wind in die Segel fährt. Es wird über das Meer fahren und sein Ziel ansteuern, denn meine Magie allein wird es leiten und vorantreiben. Ihr nehmt eure Plätze ein und verlaßt das Schiff erst, wenn ich es euch sage!«

El Sargossa nickte.

»Vampiro-del-mar wird hier an Bord bleiben und euch überwachen. Er handelt in meinem Auftrag, das möchte ich noch einmal betonen. Wir steuern die Küste Floridas an und werden über die Menschen kommen wie die Hornissen. Ihr Blut wird eure Nahrung sein, und ihr könnt den Keim des Bösen so weit ausbreiten, wie ihr wollt!«

Das waren Worte, die den Untoten gefielen. Sie trafen bei ihnen auf fruchtbaren Boden. So etwas wie Unruhe machte sich bei ihnen breit, denn der Lebenssaft der Menschen garantierte praktisch ihre Existenz.

Dr. Tod schaute sich noch einmal die nach Blut gierenden Gestalten an, nickte und verließ das Schiff auf dem gleichen Wege, wie er gekommen war.

»Kapp die Taue!« befahl er Tokata.

Der gehorchte.

Solo Morasso nahm wieder den Würfel und konzentrierte sich auf ihn. Er stellte zwischen ihm und dem Schiff eine magische Verbindung her.

Wieder entwich aus dem Würfel ein feines Gespinst, das sich mit dem Nebel vereinigte und die Verbindung zwischen der Yacht und dem Geisterschiff der Untoten hielt.

Wenig später brumnten die Motoren der Yacht auf. Langsam setzte sich das Schiff in Bewegung.

Und der Vampir-Segler folgte lautlos...

Bei uns wuchs die Spannung mit jeder Meile, die wir zurücklegten. Die Nachtsichtgläser ließen wir fast nie von den Augen. Wir schauten genau nach, ob sich weit vor uns etwas tat oder bewegte, aber das Meer blieb ruhig.

Wie ein großes Tuch war die Dämmerung über uns hergefallen. Der Wind hatte aufgefrischt, er brachte eine angenehme Kühle, und das Schiff tanzte auf den Wellen. Am Heck zog es eine lange, schaumige Spur hinter sich her, die sich schließlich in der Weite des Meeres verlor.

Jo Barracuda steuerte noch immer. Er löste diese Aufgabe ausgezeichnet, als hätte er nichts anderes getan.

Bill tauchte neben mir auf.

»Was gibt's?« fragte ich ihn.

»Wenn mich nicht alles täuscht, haben wir das Ziel fast erreicht.«

Erst jetzt merkte ich, daß wir höchstens noch halbe Fahrt machten. Ich nahm das Glas und hielt es gegen meine Augen.

»Da.« Bill deutete nach Südwesten.

Zuerst sah ich nichts. Nur die weite Wasserfläche, die am Horizont mit dem dunklen Himmel zusammenwuchs. Doch dann, meine Augen hatten sich inzwischen an die Lichtverhältnisse gewöhnt, erkannte ich einen feinen Streifen.

»Nebel«, murmelte ich.

»Genau.« Bill und Suko gaben mir recht.

»Und?«

»Es ist kein Wetter für Nebel«, erwiderte Bill Conolly. »Ich habe Jo Barracuda danach gefragt, er kennt sich hier aus.«

»Also Dr. Tod!«.

»Und sein Todesnebel!« vollendete Suko.

Bill meinte sarkastisch: »Viel Vergnügen.«

Nun, ein Vergnügen würde es wirklich nicht werden. Eher eine Horror-Tour ins Grauen. Dieser Nebel hatte die verdamnte Angewohnheit, Menschen die Haut von den Knochen zu lösen. Nur ich war dagegen immun, weil ich mein Kreuz trug.

»Was tun wir?« fragte Bill.

»Erst einmal näher heran, damit man Einzelheiten erkennen kann.« Eine bessere Antwort fiel mir nicht ein. Es war verflüxt schwierig, hier eine Entscheidung zu treffen. Und aus der Ferne schon gar nicht.

Die nächsten Minuten vergingen schweigend. Ich ließ das Glas nicht von den Augen. Der Nebel, zuerst nur als hauchdünner, feiner Streifen zu sehen, wurde dichter, und er erinnerte mich an ein Wattepaket, das auf dem Wasser schwebte.

Wirklich nur schwebte?

Ich wollte es genau wissen, lief zur Brücke und bat den G-man, die Motoren zu stoppen.

Er tat mir den Gefallen.

Bald schaukelte unser Boot ruhig auf den Wellen. Wieder richteten wir unsere Gläser auf das Ziel.

»Der Nebel wandert«, sagte ich.

Bill und Suko nickten, so war ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben.

Von der Brücke her rief Jo Barracuda: »Der dreht in Richtung Westen ab und damit der Küste zu, verdammt!«

Mit dem letzten Wort hatte er uns aus dem Herzen gesprochen.

»Können wir ihn stoppen?« fragte Bill.

Ich hob die Schultern. »Kaum, denn Dr. Tod hat den Würfel.«

»Dann können sich die Bewohner Floridas warm anziehen«, murmelte der Reporter.

Ich ging nicht auf seine Bemerkung ein, sondern zermartete mir das Gehirn. Wieso fuhr Dr. Tod mit seiner Mordliga aufs Meer hinaus? Nur um den Todesnebel entstehen zu lassen? Nein, das konnte und wollte ich einfach nicht glauben, da mußte es noch einen anderen Grund geben. Den Todesnebel hätte er auch irgendwo an Land produzieren können, dazu brauchte er nicht das Meer. Oder konnte man diesen Nebel überhaupt nicht mit dem vergleichen, den wir zuerst in Grynexxa kennengelernt hatten?

Das war die große Frage, auf die ich verdammt gern eine Antwort gewußt hätte.

Es blieb nur noch eine Möglichkeit.

Wir mußten näher ran!

Das sagte ich auch Jo Barracuda. »Gib Stoff, Jo. Sonst kommen wir hier nicht weiter.«

Die schweren Motoren heulten auf. Der Bug des Schiffes stieg aus dem Wasser und schob einen weißen Gischtbart vor sich her.

Abermals ließen wir das seltsame Gebilde nicht aus den Augen. Und wieder war es der Chinese, der als erster die Entdeckung machte. »Da ist irgend etwas innerhalb des Nebels.«

Sofort horchten Bill und ich auf. »Kannst du es genauer erkennen?«

Suko behielt sein Glas vor den Augen und hob die Schultern. »Ist

natürlich schwer, aber wenn mich nicht alles täuscht, sieht es aus wie ein Schiff.«

»Ein Dampfer?« fragte ich.

»Nein, ein Segelschiff.«

Plötzlich machte etwas »Klick« in meinem Gehirn. Natürlich nur im übertragenen Sinne. Pretty Benson hatte uns von den gesunkenen Schiffen erzählt, die noch mit Gold beladen waren. Das waren alles Segler, und ich ging davon aus, daß Dr. Tod es geschafft hatte, eines dieser Schiffe auf magische Art und Weise zu heben. Ein Kahn mit Gold war es sicherlich nicht, daran war Solo Morasso kaum interessiert. Also mußte das Schiff ein anderes Geheimnis bergen.

Ich sprach über meinen Verdacht mit Suko und Bill.

Beide stimmten mir zu.

»Und jetzt?« fragte der Reporter.

»Werde ich das Schiff entern.«

Die beiden schauten mich an, als hätten sie einen Geisteskranken vor sich.

»Was ist? Wißt ihr eine andere Lösung?«

»Nein, nein«, stotterte Bill und hob abwehrend die rechte Hand.

»Nur werden wir dich begleiten.«

»Das ist zu gefährlich.«

»Kaum. Sechs Hände sind besser als zwei.«

»Und wenn es wirklich der Todesnebel ist, kann ich euch als Skelette begrüßen.«

»Das Risiko müssen wir eingehen«, erwiderte Suko.

Es war einfach nicht die Zeit zu versuchen, meine Freunde umzustimmen. Sie hatten sich einmal entschieden, und sie würden auch dabei bleiben, wie ich sie kannte. Da hatten beide einen schrecklichen Dickkopf.

Natürlich waren auch einige technische Probleme zu lösen. Darüber redete ich mit Jo Barracuda auf der Brücke.

Auch er zeigte sich von meinem Vorschlag nicht begeistert, hielt ihn für zu gefährlich, aber ich ließ mich nicht von meinem Plan abbringen.

»Dann in Gottes Namen«, sagte er.

Ich deutete auf das Funkgerät. »Dadurch stehst du doch mit der Küstenstation in Verbindung, oder?«

»Klar.«

»Ich möchte, daß zumindest zwei Hubschrauber startklar gemacht werden. Aber große, am besten von der Army. Die Männer sollen sich mit kleinen Brandbomben bewaffnen.«

»Willst du hier einen Krieg veranstalten?«

»Nein, aber wenn es geht, das verdammte Schiff verbrennen. Mit einem Streichholz dauert nur das zu lange.«

»Stimmt auch wieder.«

Dann besprachen wir technische Details. Wir fuhren natürlich auch ohne Licht, und ich hoffte, daß der Mann, der die andere Yacht steuerte, nicht so sehr auf seinen Radarschirm achtete.

Hinschwimmen wollten wir natürlich nicht. Aber wir besaßen ein Schlauchboot, an das ein Außenborder angeschlossen war.

Wenn er nicht lief, konnten wir uns mit Paddeln voranbewegen.

Suko und Bill hatten das Boot bereits mit Preßluft aufgeblasen, als ich die Brücke verließ.

Die beiden Freunde hatten wirklich ausgezeichnet mitgedacht. Das Boot war so groß, daß es uns dreien bequem Platz bot.

Jetzt war ich wirklich gespannt, wie sich die Sache weiterentwickelte. Wir ließen das Boot zu Wasser.

Es war gar nicht so einfach, in das schwankende Schlauchboot zu steigen. Die Wellen trugen es einmal hoch, dann wieder in ein Tal, und Bill wäre fast danebengesprungen, als er den Anfang machte.

Ich folgte, Suko sprang als letzter.

Trocken saßen wir im Boot. Bill hockte dort, wo sich der

Außenborder befand.

Die Schnur hielt er zwischen vier Finger geklemmt. Er riß daran. Zweimal spuckte der Motor protestierend, dann lief er rund.

Die Eroberung des Geisterschiffes konnte beginnen...

Je näher wir der Nebelbank kamen, um so deutlicher entdeckten wir deren Ausmaße.

Sie waren wirklich gewaltig. Und wir sahen jetzt auch die Umrisse des großen Dreimastseglers inmitten der Nebelwolke.

Da wir in unserem Schlauchboot hockten, kamen wir uns direkt winzig vor.

Ob der Segler direkt gezogen wurde, war leider nicht festzustellen. Auf jeden Fall sahen wir eine abgedunkelte Yacht, die vor dem Segelschiff fuhr.

Ich war sicher, daß ich dort auf der Yacht Dr. Tod und die Mordliga finden konnte.

Aber wer oder was befand sich auf dem Segler, der in Richtung Küste gebracht wurde?

In einer halben Stunde spätestens hatte ich das Rätsel gelöst. Wir hielten uns immer im Schatten des Seglers, so daß wir von der Yacht aus kaum entdeckt werden konnten. Eine zu frühe Entdeckung hätte all unsere Pläne vernichtet.

Vor uns schob sich die gewaltige Nebelwand hoch. Sehr genau schaute ich sie mir an.

Nein, die hatte kaum Ähnlichkeit mit dem Todesnebel. Er war irgendwie anders, und er hatte auch eine andere Ausstrahlung, denn mein vor der Brust hängendes Kreuz erwärmte sich nicht.

»Ich glaube, es ist nicht der Todesnebel«, gab ich meine Vermutung weiter.

Die Freunde nickten. Bill meinte: »Habe ich doch gleich gewußt, aber du mit deinen...«

»Geschenkt.« Blitzschnell duckte ich mich zusammen, denn ich

hatte an der Reling eine Gestalt gesehen.

Sie war nur undeutlich zu erkennen, aber ich hatte nun die Gewißheit, daß dieses Schiff besetzt war.

»Da ist noch einer!« zischte Bill und deutete in die Höhe.

Tatsächlich. Dort auf dem Schiff kletterte jemand mit abgehackten Bewegungen in die zerfetzten und zerfledderten Wanten. Die Bewegungen kamen uns bekannt vor. So bewegten sich wirklich nur Zombies oder andere untote Wesen wie Vampire.

»Näher ran!«

Suko hatte die Anweisung gegeben. Sie war gut, denn der Chinese wollte in den toten Winkel gelangen, so daß er von dem Wantengucker nicht gesehen wurde.

Zum Glück war der Motor nicht sehr laut. Auf dem vorderen Schiff würde man ihn kaum hören können, denn das Klatschen der Wellen war ebenso laut, wenn nicht sogar noch stärker.

»Motor aus!« sagte ich.

Bill stoppte ihn.

Eine seltsame Stille empfing uns. Da war nur das Klatschen der Wellen zu hören.

Wir packten die Paddel. Das heißt, Bill und Suko paddelten, während ich mich für den Absprung vorbereitete. Es gab ein großes Hindernis: die Bordwand. Sie war verdammt hoch, und ich fragte mich, wie ich sie überwinden sollte.

Suko und Bill paddelten wirklich wie die Weltmeister. Im nächsten Augenblick schon tauchten wir in den Nebel ein. Schlagartig verstummte das Plätschern der Wellen. Eine seltsame Ruhe umgab uns. Mir schien es, als wären wir in einer anderen Welt.

»Sagenhaft!« flüsterte der Reporter.

Suko stieß mich an und zischte etwas durch die Zähne, wobei er noch den Arm ausstreckte.

Das Tau, das von der Bordwand herabhing, kam mir wie ein

Geschenk des Himmels vor. Es hing so weit nach unten, daß ich es mit einem Sprung erreichen konnte.

Wunderbar!

Wir besprachen uns. Zuerst wollte ich das Schiff entern. Zehn Minuten später sollten Suko und Bill folgen. Wenn es eben ging, wollte ich die Besatzung möglichst lautlos überwältigen. Ich trug auch noch eine Leuchtpistole bei mir.

Wenn ich eine Patrone verschoß, würde auch Jo Barracuda den roten Regen sehen, wenn er sich dem Wasser zusenkte.

Unser Boot stieß gegen die Bordwand. Bill und Suko paddelten wie die Irren, damit sie die Geschwindigkeit des Seglers halten konnten. Auf das Schlauchboot, das uns bisher so gute Dienste erwiesen hatte, mußten wir hinterher verzichten.

Ich stand schon.

Den Kopf hatte ich in den Nacken gelegt, um das Tau genau zu verfolgen. Es hing nicht ruhig, sondern schwang hin und her. Es war gar nicht einfach, es mit einem Sprung zu erreichen.

»Beeil dich!« raunte Bill. »Lange können wir das Tempo nicht mithalten.«

Die beiden wollten, wenn ich an Deck war, wieder den Motor anstellen.

»Okay.« Ich gab jetzt genau acht, paßte mich mit meinen Bewegungen dem Rhythmus des schwankenden Schlauchbootes und auch dem des Taus an.

Dann stieß ich mich ab.

Es war ein Verzweiflungssprung, und ich hatte wirklich Glück dabei, das Tau an der Steuerbordseite schon beim erstenmal packen zu können.

Jetzt hing ich an diesem Seil, das Schlauchboot wurde abgedrängt, und ich sah vor mir die mit Algen und Muscheln überkrustete Bordwand, die ich hochklettern mußte.

Noch einmal holte ich tief Atem, dann hangelte ich mich hoch. Auch mit den Fußspitzen stemmte ich mich ab. Sie hackten in die Muschel- und Algenkrusten der Bordwand, einige Brocken lösten sich und fielen in die Tiefe.

Die Gestalt, die in die Wanten geklettert war, hatte ich nicht mehr gesehen. Entweder war sie hoch über Deck sitzen geblieben oder er hatte sich wieder zurückgezogen.

Zuerst erreichte ich das Batteriedeck. Hier standen die Geschütze. Ich hangelte mich an den offenen Luken vorbei und schaute in die zugewachsenen Mündungen der Kanonenrohre. Immer öfter fanden meine Füße sicheren Halt. Von dem ersten Schiff, auf dem sich bestimmt Dr. Tod und die Mordliga aufhielten, sah ich nichts.

Jetzt dauerte es nicht mehr lange, bis der gefahrvolle erste Weg hinter mir lag. Schon sah ich vor mir das mächtige Schanzkleid, durch den Algenbewuchs noch größer geworden und unförmiger. Das Holz war auch mit scharfen Muscheln überwachsen. Ich mußte achtgeben, daß ich mich nicht schnitt.

Das Tau hing an einem Haken, der sich in der Kruste regelrecht verbissen hatte. Er hielt auch mein Gewicht aus, als ich mich lautlos über das Schanzkleid schwang und an Bord ging, wo ich sofort lang ausgestreckt auf den Planken liegenblieb.

Die Kletterei, hatte mich verdammt angestrengt, und ich wollte mich erst einmal ausruhen. Auf dem Bauch blieb ich liegen, saugte tief die Luft in meine Lungen und wartete darauf, daß sich die zum Zerreißen gespannten Nerven beruhigt hatten.

Über dem Deck lag eine unheimliche Atmosphäre. Das machte nicht nur der Nebel, dessen geisterhafte Arme schlangengleich die Aufbauten umfingen, sondern ich spürte auch das Böse, das Gefährliche, das Unheimliche, das ganz in meiner Nähe lauerte. Ein Schauer rann über meinen Rücken. Wo steckten sie?

Ich hob den Kopf, suchte die Geschöpfe, aber ich konnte sie nicht

entdecken. Ich rechnete mit Zombies, mit grauenhaften Gestalten, die irgendein Voodoo-Zauber aus ihrem tödlichen Schlaf geholt hatte. Wenn sie es tatsächlich waren, konnte ich mich auf einiges gefaßt machen. Bei denen durfte man nicht erst fragen, sondern mußte sofort handeln und töten.

Zwei Minuten reichten mir, um mich wieder zu regenerieren. Ich erhob mich, blieb aber in der Hocke und tastete nach meinen Waffen, die alle noch vorhanden waren. Bei der Kletterei hatte ich keine verloren. Viel zu sehen gab es eigentlich nicht. Der Nebel verdeckte gnädig das Chaos an Bord — die auf Kippe stehenden Masten, die durchlöcherten Segel, die zerfetzten Wanten, die aufgerissenen Planken, die schnell zu Stolperfallen werden konnten.

Auf so einem Schiff ist es ja nie ruhig. Nicht nur das Klatschen der Wellen gegen die Außenbordwände, nein, auch auf den Decks war es nicht still.

Da knarrte die Takelage, da stöhnte und ächzte das Holz, da flatterten die Segel, da säuselte der Wind durch Wanten und Sparren. Wasser tropfte noch überall. Es klatschte auf Deck und mir in die Haare oder lief über den Rücken.

Das Kreuz hing offen vor meiner Brust, die Beretta war schußbereit, aber in diesem Fall wollte ich mich nicht nur auf sie verlassen, sondern auch auf die Eichenbolzen verschießende Pistole. Diese kleinen, aber äußerst wirksamen Bolzen waren zum Beispiel ein sicheres Mittel gegen Vampire. Da ich meine Gegner nicht kannte, konnte ich durchaus annehmen, daß sich auch Vampire auf dem Deck des Schiffes befanden. Möglich war auf diesem Segler alles.

Ich hatte mir vorgenommen, das Oberdeck zu erreichen, wo sich der Ruderstand befand. Von dort hatte ich einen sehr guten Ausblick.

Vorsichtig bewegte ich mich über das Deck und hielt mich stets in Deckung der Bordwand.

Es war gar nicht so einfach, über den fest verkrusteten Teppich zu laufen. Er war nicht glatt. Manchmal hatten Algen, Korallen und Muscheln regelrechte Stolperhügel gebildet, die ich vorsichtig umrundete. Ich wagte es nicht, meine Minilampe hervorzuholen. Der Lichtstrahl wäre zu verräterisch gewesen.

Ein dumpfer Schlag!

Abrupt blieb ich stehen. Das Geräusch war links von mir aufgeklungen, nahe der Backbordseite. Ich machte mich noch kleiner, verwuchs praktisch mit dem Schatten des Decks und schaute in die Richtung, wo ich den Laut vernommen hatte.

Schemenhaft sah ich die Gestalt.

Wie ein Geist kam sie aus dem Nebel, und sie ging so, wie ich es von Zombies oder »lebenden« Toten erwartete. Schwankend, unsicher, aber dennoch zielstrebig.

Der Teufel wollte es, daß die Gestalt ausgerechnet jene Stelle ansteuerte, wo ich gerade hockte. Wenn sie so weiterging, mußte sie über mich stolpern.

Ich verschwand nicht, sondern wartete eiskalt ab.

Jetzt sah ich meinen Gegner deutlicher. Er trug zerfetzte Kleidung, war aber schwer bewaffnet. In der Hand hielt er zwei krumme Dolche, ein Säbel hing an seiner linken Seite.

Ein untoter Pirat!

Noch hatte er mich nicht gesehen, aber er schien etwas zu ahnen, denn drei Schritte vor mir blieb er stehen.

Ich hatte mich so flach gemacht, wie es ging, und ich wagte kaum zu atmen, wobei ich den Zombie nicht aus den Augen ließ.

Er öffnete seinen Mund.

Ich konnte sehen, daß ich keinen direkten Zombie vor mir hatte, sondern einen Vampir.

Die Eckzähne zeigten es mir deutlich.

Das war natürlich ein Ding. Eigentlich klar, denn ich hatte schon an

Land mit Vampiro-del-mar zu tun gehabt. Demnach hatte er sich Verstärkung besorgt.

Die Beretta ließ ich stecken. Dafür nahm ich die etwas unförmigere Bolzenpistole in die rechte Hand.

Im Zeitlupentempo streckte ich meinen Arm aus und zielte auf die Brust des Blutsaugers.

Der mußte irgend etwas gespürt haben, denn er drehte zur Seite ab. Ich ließ ihn einen Schritt gehen.

Dann schoß ich.

Pffft! machte es. Ein Geräusch, das kaum zu hören war und sofort wieder verklang. Der Eichenbolzen wurde mit ungeheurer Geschwindigkeit aus der Mündung getrieben und wuchtete in die Brust des Untoten. Dorthin, wo bei einem Menschen das Herz sitzt.

Es war ein Schlag, dem der Vampir nichts entgegenzusetzen hatte.

Zudem traf er ihn völlig unvorbereitet. Der Vampir riß beide Arme hoch, blieb in dieser Haltung für den Bruchteil einer Sekunde stehen, dann kippte er nach hinten und fiel schwer auf Deck.

Rasch war ich bei ihm.

Ein hartes Lächeln glitt über mein Gesicht, als ich sah, daß der Eichenbolzen nichts von seiner Wirkung verloren hatte. Er zerstörte das unselige Leben dieser zweibeinigen Bestie. Der Vampir, der so lange auf dem Meeresgrund gelegen hatte, löste sich kurzerhand auf. Die morschen Knochen zerfielen und wurden zu Staub. Zurück blieben ein paar zerfetzte Lumpen.

Ein Gegner weniger. Wie viele noch auf mich lauerten, wußte ich nicht.

Es konnte noch gefährlich genug werden. Plötzlich mußte ich lachen.

Wenn Dr. Tod und seine Vasallen gewußt hätten, wer sich hinter ihnen befand, dann hätten sie zu einem Generalangriff geblasen. Zum Glück wußten sie es nicht.

Der weitere Weg war erst einmal frei. Ich wurde nicht übermütig, sondern schlich vorsichtig weiter. Des öfteren warf ich einen Blick in die Höhe, ob keiner meiner Gegner in den Wanten lauerte und sich auf mich fallen ließ. Doch dort blieb alles ruhig.

Als ich zwei vergammelte Taurollen passierte, geschah es. Gerade noch rechtzeitig hörte ich hinter mir das Geräusch. Ich duckte mich und kreiselte herum.

Der Blutsauger war auf die Taurolle gesprungen. Gräßlich verzerrt war sein Gesicht. Er hielt einen rostigen Degen in der Hand und schlug waagerecht zu, um mir den Kopf vom Rumpf zu trennen.

Gedankenschnell ging ich in die Hocke.

Die verrostete Klinge wischte über meinem Kopf hinweg, der Vampir verlor auf den beiden Taurollen stehend das Gleichgewicht und fiel auf mich zu.

Ich sprang hastig zur Seite, so daß er neben mir auf das Deck krachte.

Sofort wälzte er sich herum.

Da schoß ich schon.

Ich sah noch sein verzerrtes Gesicht, dann traf ihn der Bolzen genau zwischen die Augen und bereitete seinem unseligen Leben ein Ende. Er zerfiel ebenso wie sein Vorgänger.

Puh, das war knapp gewesen.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den salzigen Schweiß von der Stirn und aus den Augenbrauen.

Der zweite war erledigt.

Wenn das so weiterging, hatte ich alle Chancen, das Schiff regelrecht zu kapern.

Nach wenigen Yards sah ich vor mir den Aufgang zum Oberdeck. Die Planken, vom Zahn der Zeit brüchig geworden und durch das Salzwasser angerissen, sahen mir nicht gerade einladend aus. Trotzdem mußte ich es versuchen. Es gab für mich keinen anderen

Weg, um an das Oberdeck zu gelangen.

Dort war nach wie vor alles ruhig. Da stand auch der größte Mast, der mir noch am stabilsten aussah.

Der Weg über die Planken gestaltete sich zu einem regelrechten Hindernisrennen, das ich jedoch hinter mich brachte, ohne einzustürzen.

Das Glück schien heute wirklich auf meiner Seite zu sein. Ich schaute über das Schanzkleid und suchte das Schlauchboot, in dem meine beiden Freunde saßen.

Nichts zu sehen.

Das Boot verschmolz mit der dunklen Wasseroberfläche. Aber sie befanden sich in der Nähe, auch wenn ich den kleinen Außenborder nicht hörte. Ich ging bewußt das Risiko ein und knipste für einen Moment die Bleistiftleuchte an, wobei ich blitzschnell einen Kreis drehte. Ein Zeichen, daß alles okay war.

Die Antwort kam prompt.

Vor und auch unter mir zuckte für den Bruchteil einer Sekunde ein heller Schein auf, der aber sofort wieder erlosch.

Bill und Suko waren also noch dran.

Das stimmte mich zufrieden. Mit neuem Mut ging ich an den zweiten Teil meiner Aufgabe. Die Besatzung des Ruderstands. Ich war fest davon überzeugt, das Schiff für uns einnehmen zu können.

Doch irren ist menschlich...

Glatt und ohne Schwierigkeiten verlief der weitere Weg zum Ruderstand.

Es war zum Teil verfallen. Eine Seite fehlte völlig. Eine gewaltige Kraft hatte sie aus dem Verbund gerissen. Es war ein Wunder, daß dieses Haus noch stand.

Ich betrat auf Zehenspitzen den Unterstand. Die Planken bewegten sich unter meinem Gewicht. Hier war der Algenwuchs nicht mehr so

stark, und das hätte mich eigentlich mißtrauisch machen müssen. Plötzlich öffnete sich unter mir der Boden, das heißt, er war gar nicht vorhanden.

Eine Falle, dachte ich noch, und dann fiel ich in die Tiefe des Schiffsbauchs...

Hart kam ich auf.

Der Schlag schüttelte mich durch, das Echo dröhnte in meinen Ohren, so wuchtig war ich auf die Schiffsplanken getroffen. Ich warf mich noch aus der Bewegung heraus nach vorn und verwandelte den Aufprall in eine Rolle.

Ein paarmal überschlug ich mich, bis ich gegen eine Wand krachte, die mich aufhielt.

Die Eichenbolzen verschießende Pistole war mir aus der rechten Hand gerutscht. Sie lag irgendwo dort, wo ich sie nicht sehen konnte. Es war klar, daß man mich hier unten erwartete, aber leicht wollte ich es den Gegnern nicht machen.

Ich stieß mich von der Wand ab, wollte mich umdrehen und aufrichten, da traf mich der Tritt.

Ich hatte das Gefühl, mein Kreuz würde explodieren. Hart wurde ich abermals gegen die Wand geschleudert, und ich schlug mit dem Gesicht gegen das raue, feuchte Holz. Sterne platzten vor meinen Augen auf, ich trat für einen Moment weg. Jemand packte mich an der Schulter, ein Drehgriff, und ich wurde herumgeschleudert, so daß ich auf dem Rücken zu liegen kam.

Es war nicht dunkel im Bauch des Vampir-Schiffes. Sie hatten Fackeln angezündet und in Halter gerammt. Die beiden Flammen zuckten hin und her, sie füllten den Lade- oder Stauraum mit Licht und Schatten aus.

Ich sah mehrere Särge, die allesamt offen waren, und ich erkannte meine Gegner.

Vier waren es.

Vier Vampire.

Drei, die gekleidet waren wie die beiden, die ich auf dem Deck erledigt hatte.

Der vierte jedoch fiel aus dem Rahmen. Er überragte die drei um fast einen Kopf. Ein bleiches Tuch hatte er um seine Stirn geschlungen. Er trug noch seinen Rock, der faustgroße Löcher aufwies. Sein Gesicht war verwüstet, wie eine Kraterlandschaft kam es mir vor. Er hatte sein Maul geöffnet, und ich sah die beiden langen, gefährlichen Eckzähne, die fast bis über die Unterlippe wuchsen.

Dieser Vampir schien der Anführer zu sein, was er mir auch gleich bestätigte.

»Ich El Sargossa!« knurrte er.

Den Namen hatte ich noch nie gehört, nickte trotzdem. Vielleicht werden Sie mich fragen, warum ich mich nicht wehrte, nicht einfach die Beretta hervorriß und schoß.

Das ging nicht, denn die rostigen Spitzen der Säbel und Schwerter befanden sich kaum eine Handbreit von meinem Körper entfernt. Machte ich eine unvernünftige Bewegung, würden die anderen zustoßen, und um mich war es geschehen.

Deshalb hielt ich still.

Und dann bekam ich einen noch größeren Schreck, denn aus einem dunklen Winkel löste sich eine zweite Gestalt.

Sie überragte auch El Sargossa und war an Scheußlichkeit nicht mehr zu überbieten.

Vor mir stand Vampiro-del-mar!

Der hatte mir zu meinem Unglück noch gefehlt. Eigentlich lag es auf der Hand, daß er erscheinen würde, schließlich hatte ich ihn schon in Key Largo gesehen.

Und nun stand er vor mir.

Er präsentierte sich in all seiner Scheußlichkeit. Den Rachen hatte

er weit aufgerissen, ich sah nicht nur seine beiden langen Eckzähne, die mich manchmal an einen Säbelzahn tiger erinnerten, sondern sah auch sein übriges Gebiß, das gefährlich glänzte und mich abermals an Stahlstifte erinnerte.

Aus meiner Perspektive wirkte er noch größer und gewaltiger, aber er hütete sich, mich anzufassen.

»Ich wußte, daß du kommst«, sagte Vampiro-del-mar. Er sprach abgehackt wie ein redender Computer. »Aber ich habe den anderen nichts davon gesagt. Diese Sache geht nur uns beide etwas an. Ich will Dr. Tod und Tokata zeigen, daß ich das schaffe, wovon sie nur geträumt haben. Ich lege ihnen deine Leiche zu Füßen, John Sinclair!«

Große Worte. Ich kannte sie, hatte sie bereits des öfteren gehört, doch bisher hatte ich mich immer aus allen Fä llen herauswinden können.

Würde ich es auch diesmal schaffen?

Alles sprach gegen mich. Die Vampire sonnten sich in ihrem Triumph, und das konnten sie.

»Rechnest du dir deine Chancen aus?« fragte Vampiro-del-mar.

»Vielleicht.«

Er stieß ein dröhnendes Lachen aus. »Es gibt keine. Nicht für dich, John Sinclair. Meine Freunde sind sehr schnell. Ich brauche nur den Befehl zu geben, und sie stoßen zu.«

»Was geschieht mit mir?« fragte ich.

»Wir werden dich erledigen.« Er drehte sich halb um und deutete auf den größten Sarg, der in diesem Lagerraum stand. »Das wird deine letzte Ruhestätte, Geisterjäger. Wenn du in der Totenkiste liegst, wird sie geschlossen und Dr. Tod übergeben. Er kann sie öffnen und wird sich wundern, wen er da vor sich hat.«

Das waren wirklich reizende Aussichten. Ich spürte selbst, wie es mir übel wurde. Vom Magen her stieg dieses Gefühl hoch. Ein Kloß,

der größer und größer wurde, sich schließlich in meiner Kehle festsetzte und zu Atembeschwerden führte.

Verdammt, gab es denn keine Fluchtchance mehr?

Vampiro-del-mar wandte sich ab. Er wollte den schweren Sarg selbst herbeischaffen.

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Wie kam ich aus dieser verdamnten Lage wieder heraus? Wenn ich erst in der Totenkiste lag, war es vorbei. Dann rettete mich keine Macht der Welt mehr.

Vampiro-del-mar bückte sich. Seine mächtigen Klauen umspannten den Sarg. Für ihn bedeutete es keinen Kraftakt, den Sarg hochzustemmen.

Die Untoten, die mich bewachten, schielten zur Seite und beobachteten ihren Anführer.

Meine Chancen wuchsen. Wenn sie sich nur etwas mehr ablenken ließen, würde ich es wagen.

Da fiel mir etwas ein. Ich griff zum ältesten Trick der Welt und betete innerlich, daß er funktionierte.

Mein Gesicht verzerrte sich, die Augen leuchteten, und ich schrie mit gewaltiger Stimme: »Bill, schieß! Leg sie um!«

»Er läßt sich verdammt lange Zeit«, sagte der Reporter und schaute zum wiederholten Male auf seine Uhr.

Suko war ruhiger. »Das Schiff ist groß. John muß erst die Decks überqueren.«

»Trotzdem, mir gefällt das nicht.«

Die beiden befanden sich mit ihrem Schlauchboot in der Hecknähe des Seglers, der noch immer von den Nebelschwaden umhüllt wurde. Sie waren nicht entdeckt worden, und auch der kleine, aber sehr leistungsfähige Außenborder hielt sich tapfer. Auf der vorderen Yacht war alles ruhig. Dort regte sich nichts, niemand von der

Mordliga ließ sich blicken.

Dann sahen sie das Licht. Diesen hellen Kreis, der kurz aufleuchtete und verwischte.

Sofort knipste Bill seine Lampe an. Ein Zeichen, daß auch bei ihnen alles in Ordnung war.

»Da siehst du's«, sagte Suko.

Bill lachte leise. »Man macht sich eben Sorgen.«

»John wird die Sache schon schaukeln. Mir paßt nur nicht, daß wir hier hocken und nicht eingreifen können.«

»Denkst du, mir vielleicht?« Bill räusperte sich. »Sollten wir nicht doch versuchen...«

»Nein, noch warten wir.«

»Okay, war ja nur ein Vorschlag.«

Die beiden Männer ahnten nicht, daß es genau der Moment war, in dem ich voll in die Falle lief...

Ich hatte es kaum für möglich gehalten, aber es trat ein. Die Vampire ließen sich in der Tat ablenken. Zwei von ihnen drehten sich direkt herum, der dritte langsamer, und El Sargossa zuckte nur zusammen. Die Spitzen der Schwerter und Säbel verschwanden vor meinem Gesicht.

Ich zog die Beine an, ließ sie wieder vorschnellen und stieß sie dem Anführer in den Leib.

El Sargossa flog zurück.

Dann rollte ich mich zur Seite und kam auf die Füße. Noch in der Bewegung zog ich meine Beretta. Den Anführer wollte ich erschießen, doch der hatte sich in Sicherheit gebracht und schleuderte einen rostigen Dolch.

Ich konnte ausweichen, kam allerdings aus diesem Grund nicht zu einem Schuß und mußte mir erst ein neues Ziel suchen.

Das war einer der Helfer.

Als meine Waffe aufpeitschte, hieb ihm die Kugel fast den Kopf von den Schultern. Es war nicht mehr viel Masse vorhanden, und der Körper kippte zur Seite, wobei er sich auflöste.

Eine zweite Kugel setzte ich in den Sand. Das heißt, sie hieb in die Seitenwand des Kahns.

Dann mußte ich meinen Platz wechseln, denn El Sargossa schleuderte einen Degen auf mich zu.

Ein langer Schritt brachte mich in Sicherheit. Ich rollte buchstäblich an der Wand entlang und riß eine Fackel aus der Halterung.

Dem nächsten Vampir hieb ich das Ding um die Ohren.

Er fuhr aufschreiend zurück, sein Gesicht wurde zur Fratze, die Haare fingen Feuer, und Qualm wölkte hoch. Für einen Moment wußte er nicht, was er tun sollte.

Ich schoß ihm in die Brust.

Mit einem Seufzer auf den Lippen sackte er zusammen und blieb liegen.

Noch drei Gegner!

Vampiro-del-mar, El Sargossa und einer seiner Kreaturen. Ausgerechnet der letzte ließ mich voll auflaufen. Er war seitlich an mich herangeschlichen und warf sich gegen mich.

Ich flog zu Boden, weil ich mit dem plötzlichen Anprall nicht gerechnet hatte. Zwar schlug ich noch mit der Fackel zu, traf den Vampir auch, aber die Kleidung war zu feucht, um sofort Feuer zu fangen. Im nächsten Augenblick brüllte er jedoch wie am Spieß. Der Vampir war auf mein Kreuz gefallen.

Er zuckte hoch, sein Mund wurde zu einem riesigen Maul, aus dem ein gellender Schrei drang. Er befand sich noch auf mir, als seine Kopfknochen bereits auf mich fielen, weil sie sich gelöst hatten. Mir drang Staub in die Augen.

Mein Blick wurde verschwommen. Ich drückte einfach ab, sah noch die Gestalt und bekam den Hieb, der mein Bewußtsein auslöschte.

Vampiro-del-mar richtete sich auf. In der Hand hielt er den Sargdeckel. Damit hatte er zugeschlagen.

Wieder wurde Bill Conolly nervös. »Da stimmt was nicht«, sagte er und schlug mit der Hand auf seinen Oberschenkel.

Diesmal gab Suko ihm recht. Das heißt, er widersprach nicht.

»John hätte ein zweites Zeichen gegeben, wenn alles normal verlaufen wäre.«

»Möglich.«

»Und was tun wir?«

»Abwarten.«

»Nein, Suko, nicht mehr. Ich werde auf das Schiff klettern.«

»Oder ich.«

Bill schaute den Chinesen an. »Also geht es dir auch quer?«

»Klar.«

»Einer muß aber hierbleiben«, sagte der Reporter.

»Wir losen«, schlug Suko vor.

Damit war Bill Conolly einverstanden.

Der Chineser griff in die Tasche und holte eine Münze hervor.

»Kopf oder Zahl?« fragte er.

»Zahl, aber nur, wenn ich werfe.«

Suko grinste. »Traust du mir nicht?«

»Nein.«

Bill nahm die Münze. Er schleuderte sie hoch, ließ auf seinen Handteller fallen und wollte sie herumdrehen, doch jetzt kam Suko mit seinem Einspruch.

»Nein, so bleibt es.«

Der Reporter nickte. Dabei knirschte er mit den Zähnen.

Suko brauchte erst gar nicht groß nachzuschauen, er hatte gewonnen.

»Pech für dich, mein Lieber. Beim nächsten Mal klappt es

vielleicht besser.«

Bill nickte. Anschließend änderte er den Kurs und sah zu, daß er näher an das Schiff herankam. Wieder wurde von einem Mann aus dem Sinclair-Team eine artistische Leistung verlangt.

Suko kniete sich hin, verfolgte das Tau mit den Augen und beachtete auch den Wellengang. Langsam schraubte er sich in die Höhe.

»Los, jetzt«, sagte Bill. Eine höhere Welle rollte heran und trug das Schlauchboot noch näher an die Bordwand.

Das war die Chance für Suko!

Er schnellte sich ab.

Sein Körper schien zu wachsen. Bill nickte anerkennend, denn wieder einmal sah er, welch eine Kraft doch in dem Chinesen steckte.

Suko bekam das Tau zwischen seine Finger. Sofort begann er, sich an der Bordwand hochzuhangeln. Dabei ahnten weder er noch Bill Conolly, was sich auf dem Deck abspielte.

Allerdings wurden beide davon überrascht, als das Schiff plötzlich langsamer wurde und stoppte. Auch das Motorengeräusch der Yacht war nicht mehr zu hören.

Das alles geschah zu der Zeit, als der Chineser Suko etwa die Hälfte der Strecke überwunden hatte...

Lange war ich nicht bewußtlos gewesen, aber die Zeit hatte gereicht, um mich an Deck zu schaffen. Als ich dort die Augen aufschlug, fuhr mir der kühle Wind ins Gesicht, und ich sah wieder gewaltige Nebelschleier über das Deck wallen.

Ich lag auf dem Rücken. Meine Hände befanden sich vor dem Körper.

Gefesselt.

Und auch das Kreuz war noch vorhanden. Es hatte sich keiner getraut, es mir abzunehmen. Wenigstens ein kleiner Hoffnungsfunkel.

Zwei Vampire waren noch übriggeblieben. Die anderen hatte ich alle erledigt, aber diese beiden waren ausgerechnet die gefährlichsten von allen.

Sie schauten auf mich herab.

In ihren Augen las ich den höhnischen Triumph, es endlich geschafft zu haben. Seltsam, wie sich die Blicke der Vampire verändern konnten.

Normalerweise schauten sie stumpf und leer aus der Wäsche, doch hier nicht.

Kein Wunder, ihr Erzfeind John Sinclair befand sich in ihrer Hand. Und es sah verdammt nicht danach aus, als würde es noch eine große Chance für mich geben.

Den vertrauten Druck der Beretta spürte ich ebenso wie den der Leuchtpistole. Auch der Dolch war vorhanden. Diese Monster hatten wirklich Angst, mich zu berühren. Ich fragte mich nur, wie sie mich an Deck geschafft hatten. Darauf würde ich wohl nie eine Antwort erhalten.

Der Sarg stand bereit. Es war offen, der dunkle Deckel lag daneben und würde über mir festgeschraubt werden, wenn ich in der Totenkiste lag.

El Sargossa hielt in der rechten Hand meine Druckluftpistole. Die Mündung so gesenkt, daß sie auf meinen Kopf wies. Die Vampire wollten kein Risiko eingehen.

Gewaltsam mußte ich mich konzentrieren, denn die Schmerzen in meinem Kopf waren ein Abbild meines Zustandes. Ich hatte wirklich schwer gegen sie zu kämpfen. Der verdamnte Hieb mit dem harten Gegenstand hatte mein Gehirn ganz schön durcheinandergebracht. Ich fror.

Vielleicht war es auch diese unheimliche Atmosphäre, die sich auf dem Schiff ausgebreitet hatte. Jahrhunderte hatte es in der Tiefe des Meeres gelegen, zusammen mit seiner Besatzung, diesen

grauenvollen, nach Blut lechzenden Monstern. Jetzt war es wieder aufgetaucht.

Der Pesthauch der Hölle streifte über Bord, diese Galeone war ein Teufelsschiff, sie gehörte zerstört und für immer versenkt. Doch daran war im Moment nicht zu denken.

Statt dessen dachte ich an Suko und Bill. Wie mochte es den beiden ergehen? Ahnten sie vielleicht, was mir geschehen war? Oder glaubten sie daran, daß alles in Ordnung war, nachdem ich mit der Lampe ein Zeichen gegeben hatte?

Die Zeit arbeitete für mich, doch Vampiro-del-mar hatte etwas dagegen.

Ich sah ihn nicht, dafür hörte ich ihn, wie er hinter mich trat und seine Hände unter meine Achseln schob.

So hievte er mich hoch.

Ich peilte nach unten auf mein Kreuz. Mir kam der Gedanke, es einfach mit den gefesselten Händen zu packen und es zurückzuschauern, doch der vor mir stehende El Sargossa schien meine Gedanken erraten zu haben.

Er beugte sich vor. Ich nahm den Modergeruch wahr, als er so dicht in meine Nähe kam. Er vermischte sich mit der Feuchtigkeit zu einem widerlichen Gestank.

»Nicht!« zischte der untote Piratenkapitän.

Ich ließ es bleiben. Dieser Bolzen war auf jeden Fall schneller als meine Bewegung.

Vampiro-del-mar schleifte mich auf den Sarg zu. Mit dem Rücken stieß ich gegen die Längsseite und blieb für einen Moment sitzen, bevor ich wieder hochgezogen wurde.

Dann drückte mich der Blutsauger förmlich in den Sarg hinein. Mit dem Fuß trat er nach und quetschte mich in die enge Totenkiste. Da lag ich nun.

Beide schauten mich an.

El Sargossa lachte. Seine Vampirzähne zitterten. Irgendwann würde er sie mir in den Hals schlagen, und sicherlich freute er sich schon auf das Festmahl.

Vampiro-del-mar verschwand und holte den Deckel. Ich sah ihn als Schatten, wie er zuerst über meinem Kopf schwebte und sich dann langsam senkte.

Dann traf er auf das Unterteil der Totenkiste.

Schlagartig wurde es finster. So finster, daß ich nicht einmal die Hand vor Augen sehen konnte.

Und wieder kam die Angst!

Mich umfing die Stille des Todes. Ich glaubte schon den Sensenmann zu sehen, der langsam seine Hand ausstreckte, um mich für immer in sein Reich zu holen. Dabei klopfte er dumpf, bis mir einfiel, daß dieses Klopfen sicherlich nicht von der Fantasiefigur stammte, sondern Trittsgeräusche waren, denn Vampiro-del-mar und der Piratenvampir verhielten sich nicht ruhig. Sie wanderten auf und ab.

Was hatten sie vor?

Worauf warteten sie?

Lauerten sie darauf, daß ich bewußtlos wurde oder erstickte, um dann mein Blut trinken zu können?

Schreckliche Bilder produzierte mein Gehirn und peinigte mich damit. Ich sah mich wieder auf dem Deck liegen, Vampire umstanden mich, und jeder durfte mich einmal beißen und an meinem Blut trinken, bis sich kein Tropfen mehr in meinem Körper befand und ich zu einer leblosen Hülle geworden war.

Eine grausame Vorstellung.

Und eine Vision, die durch meine Angst geschaffen wurde, denn mit der Wirklichkeit hatte sie nichts zu tun. Die Realität sah anders aus, ganz anders.

Sie hatte sich verändert.

Das stellte ich urplötzlich fest und wußte auch, daß meine Sinne noch okay waren.

Ich konzentrierte mich und hatte mich tatsächlich nicht getäuscht.

Etwas war geschehen.

Das Schiff fuhr nicht mehr. Es schaukelte nur noch auf den Wellen.

Was hatte das zu bedeuten?

An Bord der Yacht war bisher alles ruhig verlaufen. Es hatte keinerlei Störungen gegeben. Nur einmal war auf dem Radarschirm, der von Mr. Mondo und Solo Morasso genau beobachtet wurde, ein Schiff aufgetaucht, das aber sehr schnell wieder beigedreht hatte.

Ansonsten waren sie allein.

Immer häufiger schaute Solo Morasso auf seine Uhr. Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihnen. Sie würden bald die sehr küstennahen Gewässer erreichen und dort konnte es durchaus sein, daß andere Schiffe ihren Kurs kreuzten, denn es gab Fischer, die ihrer Arbeit besonders in der Nacht nachgingen.

Dr. Tod war entschlossen, mit diesen Booten kurzen Prozeß zu machen.

Plötzlich zuckte er zusammen. Ein Gedankenimpuls war von seinem Gehirn aufgefangen worden.

Jemand sprach mit ihm.

Vampiro-del-mar!

Ich habe John Sinclair! Diese Nachricht elektrisierte Dr. Tod förmlich. Er schaute Mondo an, der nicht wußte, was geschehen war und dessen Augen hinter der randlosen Brille einen unverständlichen Ausdruck zeigten.

»Maschinen stopp!« befahl Dr. Tod.

»Warum? Wir...«

»Stoppen!«

Da gehorchte Mondo.

Dr. Tod aber verließ die Brücke und sprang auf das Deck der

Yacht.

Sein Alarmruf scheuchte die Mitglieder der Mordliga zusammen. Als er erklärte, was Vampiro-del-mar gelungen war, leuchteten einige Augen auf.

Lady X packte ihre Maschinenpistole sofort fester, Tokata knurrte dumpf unter seiner Maske, und auch Lupina wurde unruhig. Doch gerade sie wollte Dr. Tod nicht dabei haben.

»Du bleibst hier, denn du hast Fehler gemacht«, sagte er. »Die anderen gehen mit mir rüber!«

Das letzte Wort war gleichzeitig das Startsignal.

Dr. Tod, Tokata und Lady X verließen die Yacht, um ihren Erzfeind zu töten...

Dem ging es im Augenblick sehr schlecht. Ich litt unwahrscheinlich unter dem Luftmangel. Ich hatte zwar nur sehr flach geatmet, trotzdem nahm der Vorrat an Sauerstoff rapide ab.

Im Gleichtakt mit dem Schiff wiegte sich der geschlossene Sarg, in dem ich lag, hin und her. Mal drückte er nach vorn, dann wieder nach hinten.

Es war ein ewiges Wiegen, auf das ich mich irgendwie konzentrierte.

Langsam näherte sich der Zeitpunkt, wo mir alles egal war. Da dachte ich nicht mehr an Gegenwehr, da wollte ich einfach hineindämmern in die knöchigen Arme des Sensenmanns.

Doch dieser Moment verging. So etwas wie alte Energie kehrte wieder zurück, allerdings nicht lange, denn mein Gehirn füllte sich abermals mit der Watte, so daß ich kaum noch einen normalen klaren Gedanken fassen konnte.

Auf dem Deck war es ruhig geworden. Ich hörte keine Schritte. Die beiden Vampire schienen auf irgendein Ereignis zu warten.

Und das trat ein.

Wieder einmal war ich in diesen lethargischen Zustand gefallen, als ich das Dröhnen auf den Planken hörte.

Schritte!

Von mehreren Menschen oder Monstern. Stimmen, ein häßliches Lachen, das ich verdammt gut kannte, dann Dr. Tods fragende Stimme:

»Liegt er hier drin?«

»Ja.«

Jemand trat genau in Kopfhöhe gegen den Sarg, und ein wildes Stechen zuckte durch meinen Schädel.

»Öffnen!«

Ich hörte die Klammern hochschnappen. Dann verschwand der Deckel und polterte auf Deck.

Ich öffnete die Augen, sah nur verschwommen etwas und atmete erst gierig die Luft ein.

Ich war vom Regen in die Traufe geraten, das wurde mir schlagartig bewußt.

Dr. Tod starrte mich an!

Aber er war nicht allein. Seine schlimmsten Komplizen hatte er mitgebracht.

Da stach mir vor allen Dingen Tokata ins Auge, der Samurai des Satans.

Er haßte mich ganz besonders, denn er verdankte es mir, daß er seinen linken Arm verloren hatte. Deswegen hatte er mir blutige Rache geschworen, aber auch Lady X, die ehemalige Terroristin, wollte mich durch eine MPi-Garbe umbringen.

Und Dr. Tod sowieso. Über ihn ein Wort zu verlieren hieße Eulen nach Athen zu tragen.

Er starrte mich an. Seine Pupillen waren erbarmungslose Kristalle, ohne jegliches Gefühl. Wenn in ihnen etwas zu lesen stand, dann die Versicherung, daß dieser Mann mich töten wollte.

Eiskalt!

»John Sinclair!« sagte er. Die Art, wie er meinen Namen aussprach, erinnerte mich an ein schauriges Echo aus der Hölle. »Jetzt habe ich dich, du verdammter Hund. Du bist in die Falle gegangen. Genauso und nicht anders wollte ich es haben. Darauf habe ich immer gewartet.« Er zeigte mit dem Finger auf mein Kreuz. »Das wird dir auch nicht mehr helfen. Lady X wird es abnehmen und ins Meer schleudern.«

Die Scott lachte. »Wird mir ein Vergnügen sein.«

Ich hatte mich noch nicht richtig erholt, sondern schnappte weiterhin nach Luft. Doch die Worte waren scharf wie Messerstiche in mein Gehirn gedrungen.

Sie waren mein Todesurteil.

Und wenn sie mich töteten, hatten sie einen Sarg gespart, denn da lag ich schon drin.

Er sah, daß ich Angst hatte, und er weidete sich an dem Gefühl, mich hilflos vor sich zu sehen.

Dann nickte er und wandte sich an Lady X. »Nimm diesem verdammten Bastard das Kreuz ab!«

»Nichts, was ich lieber täte«, erwiderte das Killerweib und beugte sich zu mir herab. Die Maschinenpistole nahm sie in die linke Hand, die rechte näherte sich meiner Brust, wo die wertvollste Waffe lag, die ich besaß.

Vier Erzengel hatten das Kreuz geweiht, um das sich jetzt die Finger der Mörderin schlossen. Sie riß es nicht von der Kette, nein, sie wollte mich quälen und machte es sehr behutsam.

Meine Haare im Nacken fuhren hoch, als sie von der Kette durchstreift wurden. Ich sah die teuflische Freude auf dem Gesicht der Frau, und dann hielt sie das Kreuz in der Hand.

»Da ist es!« flüsterte sie. »Das ist dieses verdammte Ding, was schon so viele Leben gekostet hat. Jeder Schwarzblüter wird mir

dankbar sein, wenn ich es vernichte.« Sie schleuderte es haßerfüllt zu Boden und trat mit dem Absatz darauf.

Die anderen schauten zu. Lady X hatte sich in eine Furie verwandelt, sie bückte sich, hob das Kreuz wieder auf und warf es weit von sich, dem Schanzkleid des Schiffes entgegen.

Das Kruzifix verschwand im Nebel.

Triumphierend schaute sie sich um, als erwartete sie, daß man ihr Beifall klatschen würde.

Dr. Tod nickte nur. »Ihr beide killt ihn. Tokata und du, Lady X!«

Der Samurai des Satans trat vor und zog sein Schwert. Lady X hob die Maschinenpistole.

Aus dem Hintergrund löste sich Vampiro-del-mar. Er war mit dem Verlauf der Dinge überhaupt nicht einverstanden.

»Er gehört mir«, sagte er dumpf. »Ich habe ihn gefangen...« Er wollte noch etwas sagen, als über dem Meer plötzlich ein roter Regen niederging.

Die Leuchtkugel!

Für einen Moment standen alle wie festgeleimt und schauten dem Signal nach. Bill Conolly mußte die Pistole abgeschossen haben. Es war jedoch müßig, sich darüber Gedanken zu machen, mich rettete es nicht mehr.

Und auch mein Kreuz nicht, das irgendwo auf dem Meeresgrund lag.

»Killt ihn!« schrie Dr. Tod.

Der Schatten huschte blitzschnell heran.

Niemand achtete auf ihn, alle hatten nur Augen für mich, aber Suko flitzte über das Deck, und er hatte freie Bahn.

El Sargossa stand ihm im Weg. Bevor der Vampir eingreifen konnte, wurde er von Suko gepackt und über Bord geschleudert. Das war genau der Augenblick, als die anderen wach wurden, doch der Chinese hielt bereits seinen Stab in der Hand.

Das Kennwort schoß förmlich aus seinem Mund.

»Topar!«

Und dann war alles anders. Die Menschen und Monster auf dem Deck des Vampir-Schiffes erstarrten zur Regungslosigkeit. Auch ich wurde steif, und Suko hatte jetzt genau fünf Sekunden Zeit, etwas zu ändern.

Zuerst packte Suko Lady X und schleuderte sie von sich. Die MPI entriß er ihr und schlug damit Tokata um. Steif und schwer krachte der Samurai des Satans auf das Deck.

Dann war der Chinese bei mir. Er riß mich aus dem Sarg, schleuderte mich zu Boden, holte ein Messer hervor und säbelte an den Handfesseln. Er schaffte es nicht mehr, sie aufzuschneiden, denn die Zeit war vorbei, und die Mordliga erwachte...

Bill Conolly hatte es wirklich nicht mehr ausgehalten. Es war ihm egal, ob er einen Fehler machte, aber er mußte die Leuchtkugel abschießen. Der rote, dem Meer entgegenfallende Regen war für Bill wie ein Fanal der Hoffnung. Jo Barracuda würde es sehen und die richtigen Schlüsse ziehen.

Aber was war mit Suko und John?

Von beiden hatte Bill nichts mehr gesehen, aber Stimmen auf dem Deck gehört. Leider hatte er nicht verstehen können, was gesagt wurde, wohl aber eine Frauenstimme herausgehört.

Und die konnte an sich nur Lady X gehören. Bill fragte sich, wie es möglich war, daß die Mitglieder der Mordliga unbeobachtet an Bord des Vampir-Schiffes gelangen konnten.

Seine Gedanken wurden jedoch von den Ereignissen unterbrochen, in die auch er mit hineingezogen wurde.

Jemand flog über Bord.

Bill sah den Körper und hörte das Klatschen dicht neben seinem Boot.

Zwei Yards höher, und er wäre getroffen worden. Im selben Augenblick vernahm er auch Sukos Ruf. Da wußte er, daß es dort oben hart auf hart ging.

Bill Conolly war fest entschlossen, in den Kampf einzugreifen, als es geschah.

Eine Hand hieb auf den Gummiwulst des Schlauchboots. Eine Vampirklau.

Dünn die Haut, mit langen Nägeln versehen, und sofort folgte die andere Hand. Gleichzeitig mit ihr erschien ein Kopf.

El Sargossa tauchte auf. Mit dem Dolch zwischen den Zähnen sah er schrecklich aus.

Bill war für einen Augenblick entsetzt.

Die Zeitspanne reichte dem Untoten, um in das Schlauchboot zu klettern. Bevor der Reporter seine Waffe ziehen konnte, war der andere über ihm. Er hatte den Dolch mit der rostigen Klinge in die rechte Hand genommen und stieß zu.

Bill wehrte ab.

Seine Handkante fegte gegen das Gelenk, doch der Vampir gab nicht auf. Er ließ den Dolch nicht los und hackte wieder nach dem Reporter.

Bill bog seinen Körper zurück, bekam beide Gelenke des Vampirs zu fassen, winkelte die Beine an, stieß die Knie in den Leib des Untoten und schleuderte ihn mit dem Hebelwurf über Bord ins Meer.

Der Reporter hatte sich nur eine kurze Atempause verschafft, denn Sekunden später startete der Vampir seinen zweiten Angriff. Diesmal wollte er den Dolch in den Gummiwulst stoßen.

Beim erstenmal fehlte er, weil eine Welle das Schlauchboot wegtrug. Als er hinterher schwamm, hatte Bill Conolly die mit Silberkugeln geladene Beretta gezogen.

Dreimal schoß er.

Alle drei Kugeln trafen.

Zwei die Brust des Vampirs, die dritte jagte genau in die Stirn.

Ein Schrei erklang, der sofort wieder abbrach, weil Wasser in das Maul des Blutsaugers strömte.

Er versank, und Bill sah, wie der Auflösungsprozeß bereits dicht unter der Oberfläche begann.

Er hatte es geschafft.

Sekunden später jedoch lenkte ein anderes Ereignis ihn ab.

Aus dem Vampir-Schiff schlugen plötzlich Flammen, und dann war der Teufel los...

Ich fand mich außerhalb des Sargs wieder, spürte die Messerwunden an meinen Handgelenken, aber auch die Stricke, jedoch saßen sie viel lockerer.

Suko hatte sie zum Teil gekappt.

In einem Anfall von wilder Verzweiflung zerrte ich an meinen Fesseln und zerriß sie.

Sofort sah ich mich um.

Tokata, der Samurai des Satans, sprang gerade mit einem gewaltigen Satz auf den Chinesen zu, um ihn mit seinem Schwert umzubringen. Die Klinge zerschnitt die Luft, aber Suko hatte sich durch eine schnelle Drehung in Sicherheit gebracht und mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen. Er traf.

Die drei Riemen klatschten gegen Tokatas Körper. Der gewaltige Samurai sank zusammen, und ich sah noch, wie Rauch aus seinem Panzer quoll, dann mußte ich mich um meinen Gegner kümmern, denn das war Vampiro-del-mar.

Der Blutsauger stürzte auf mich zu. Die Planken dröhnten, so wuchtig und schwer war er. Seine Arme hielt er ausgestreckt, er wollte mich erwürgen oder was weiß ich.

Ich sprang zurück, zog die Beretta und feuerte.

Kugel auf Kugel jagte ich hinaus, traf den Körper, und eine hieb in

das linke Auge des blutsaugenden Ungeheuers.

Ein nicht menschlich zu nennender Schrei hallte über das Deck. Eine schwarzgrüne Flüssigkeit stürzte aus dem Loch, und Vampiroidel-mar drehte durch.

Wieder feuerte ich, zielte auf das andere Auge, verfehlte es jedoch.

Dann spürte ich einen heißen Luftzug, als eine Kugel dicht an meinem Kopf vorbeistrich.

Lady X hatte geschossen. Sie hockte hinter einer Taurolle und feuerte mit dem Revolver. Die Maschinenpistole hatte Suko irgendwohin geschleudert.

Sofort ging ich auf Tauchstation.

Der nächste Bleigruß wischte über mich hinweg.

Dr. Tod schrie wie ein Wahnsinniger. Auch er schoß. Ich rollte über die Planke und spürte etwas Hartes unter mir.

Die Druckluftpistole.

Sofort nahm ich sie an mich. Die Beretta hatte ich leergeschossen. Ich besaß trotzdem noch zwei Waffen. Denn auch die Leuchtpistole konnte für mich wertvoll sein.

»In die Zange nehmen!« brüllte Dr. Tod.

Ich sprang auf und huschte quer über das Deck auf die andere Seite zu.

Dort hatte ich nämlich Suko gesehen. Er und Tokata standen sich gegenüber. Der Samurai hatte die Treffer verkraftet.

Ich sah Tokatas breiten Rücken, nahm die Leuchtpistole, zielte und drückte ab.

Das Geschloß hieb in den Rücken des riesenhaften Dämons, blieb strecken, trieb ihn nach vorn, und plötzlich stand der Samurai in Flammen.

Er brüllte auf.

Ein makabres Bild. Der brennende Tokata hechtete nach zwei gewaltigen Schritten als untote Fackel über das Schanzkleid.

Zischend versank er im Meer.

Ich wollte mich um Dr. Tod und Lady X kümmern, doch das war nicht mehr möglich, denn auf einmal loderte aus der Tiefe des Schiffes eine gewaltige Feuersäule.

Dort mußte eine der Fackeln das Holz entzündet haben.

Planken wurden angehoben, flogen in die Luft und wirbelten als feurige Teile durch die Nacht.

»Weg, weg!« hörte ich das Schreien des Menschdämons Dr. Tod. Ich sah ihn auch noch kurz, aber uns trennte eine Flammenwand.

Dann war Suko bei mir. Er riß mich mit auf die Reling zu. Wir mußten ebenfalls von Bord.

Beide stießen wir uns weit ab. Kopfüber jagten wir dem wogenden Meer entgegen und tauchten auch gemeinsam ein. Wir schwammen so lange unter Wasser, wie es ging.

Als wir wieder auftauchten und zurückblickten, stand das Vampir-Schiff in hellen Flammen. Ein fantastisches, schauriges Bild bot sich unseren Augen. Die Segelstangen brannten ebenso wie die Wanten und das Ruderhaus. Ich schaute genau nach, ob noch irgend jemand an Deck war, konnte jedoch keinen erkennen.

Der erste Mast fiel. Er krachte auf das Deck, und ein gewaltiger Funkenregen stob hoch. Wir mußten uns so schnell wie möglich von dem brennenden Schiff entfernen. Wenn es sank, wollten wir nicht in den starken Sog geraten.

Noch einmal schwammen wir wie die Weltmeister. Als wir dann auftauchten, raste ein Schatten vorbei, und schnell laufende Bugwellen überspülten unsere Köpfe.

Die Mordliga - oder deren Reste? - ergriffen die Flucht. Uns fischte Bill Conolly aus dem Bach. Erschöpft blieben wir im Schlauchboot liegen, während Bill erzählte, wie es ihm ergangen war.

»Dann haben wir ja auf der ganzen Linie gesiegt«, sagte er.

Ich setzte mich hin und schüttelte den Kopf, so daß die

Wassertropfen aus meinen Haaren flogen. »Nein, Bill, der Preis war zu hoch.«

»Welcher Preis?«

»Lady X hat mein Kreuz auf den Grund des Meeres geschleudert.«
Der Reporter wurde blaß.

Nur Suko lachte, aber das fanden wir gar nicht komisch.

Als ich ihn böse anschaute, fragte er: »Meinst du das hier?« und öffnete seine linke Hand.

Dort lag das Kreuz.

Ich konnte erst einmal überhaupt nichts sagen. Dann fragte ich ihn:

»Verdammt, woher hast du das?«

»Fangen muß man können, John, fangen!«

Ich schlug ihm auf die Schulter. Dieser Chinese war wirklich ein mit allen Wassern gewaschener Teufelskerl.

Bliebe nur noch nachzutragen, daß eine großangelegte Suche nach Morassos Yacht erfolglos blieb. Erst Wochen später fand man sie verlassen auf dem Meer treibend.

Wir aber waren sicher, der Mordliga eine Schlappe beigebracht zu haben, die sie so leicht nicht vergessen würde.

ENDE